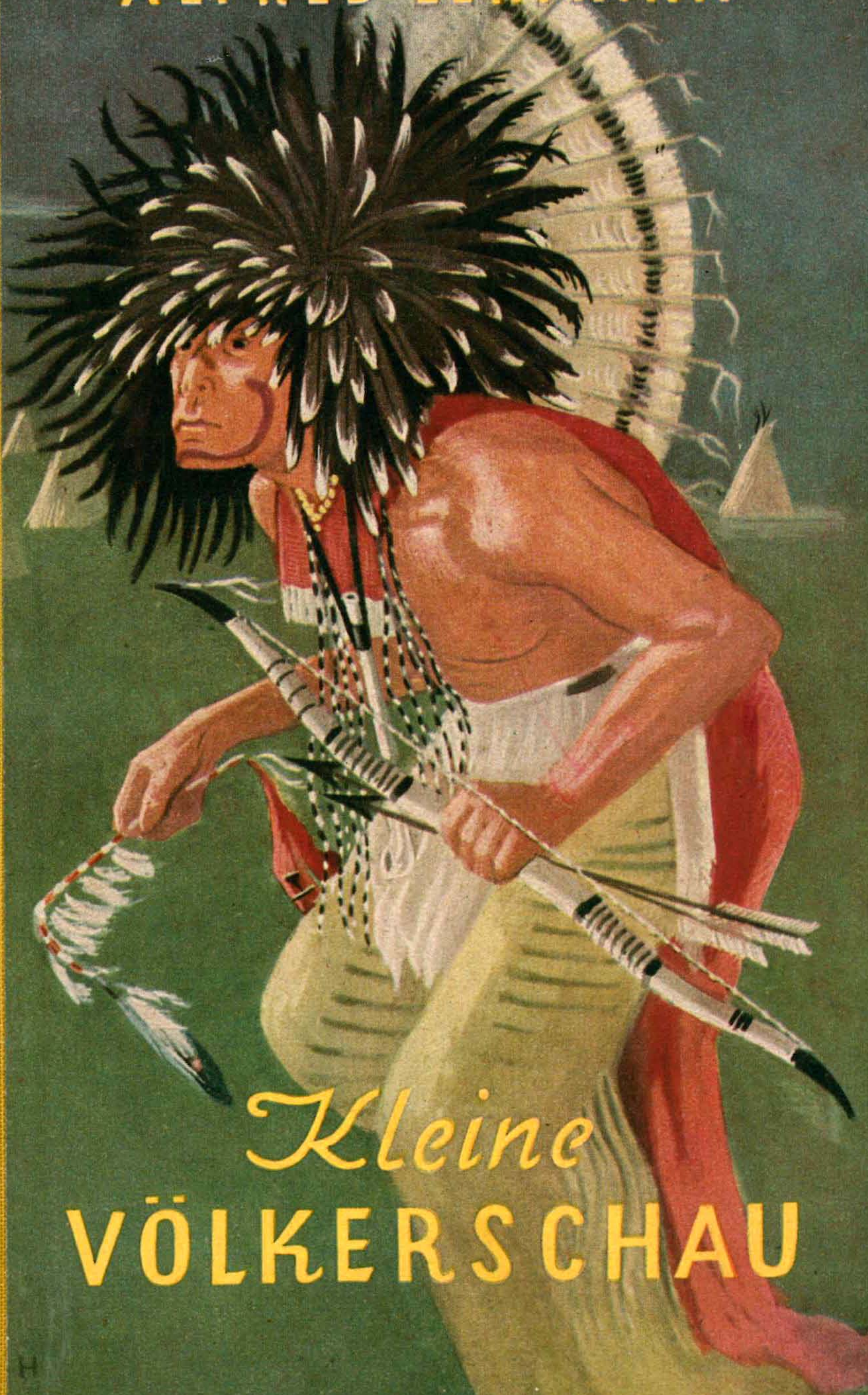
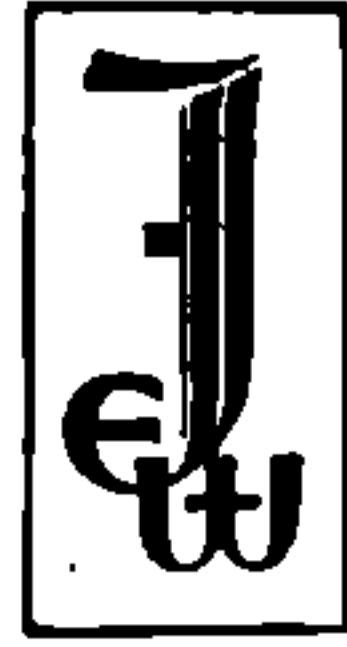


ALFRED LEHMANN



Kleine
VÖLKERSCHAU



ALFRED LEHMANN
KLEINE VÖLKERSCHAU

JUGENDBUCHREIHE „ERLEBTE WELT“ BAND 37

•

ALFRED LEHMANN

Kleine Völkerschau

*Mit 12 Tafeln und Federzeichnungen
von Hans Happach*

JUGENDBUCHVERLAG ERNST WUNDERLICH

Lizenz Nummer 359 – 425/33/54

1. bis 10. Tausend · Alle Rechte durch den Verlag vorbehalten

Satz in Phalanx = Antiqua · Druck: III/23/3 J. Schmidt, Markneukirchen i. Sa.

INHALT

Der Papua	11
Der Javane	20
Der Inder	28
Der Tibeter	37
Der Chinese	44
Der Japaner	51
Der Kurde	61
Der Beduine	66
Der Dinka	73
Der Musgu	80
Der Prärle-Indianer	86
Der Eskimo	94

Wir sind nicht allein auf der Welt. Millionen und Abermillionen von anderen Geschöpfen leben mit uns zusammen, Tiere und Menschen atmen die gleiche Luft, und eins kann ohne das andere nicht sein. Keines ist genau so wie das andere, und wenn wir ganz genau hinsehen, gleichen sich nicht einmal die Blätter eines Baumes. Weil aber so verschiedenartige Lebewesen auf unserer Erde vorhanden sind, muß schließlich eins auf das andere Rücksicht nehmen, im Guten wie im Bösen. Es müssen zwischen den lebendigen Geschöpfen, ganz besonders auch zwischen Tieren und Menschen, Beziehungen bestehen, die sich im Laufe von Hunderttausenden von Jahren aus diesem Zusammenleben ergeben haben. Wenn wir das etwas deutlicher ausdrücken, so können wir sagen, daß sich der Mensch mit schmückenden Pflanzen, nützlichen Tieren und guten Mitmenschen auf das beste vertragen kann, daß er aber vor giftigen Pflanzen, gefährlichen Tieren und bösen Menschen auf der Hut sein muß. Das ist auch in der sehr langen Zeit, die der Mensch nun schon auf der Erde lebt, geschehen: er hat sich Pflanzen zur Nahrung herangezogen und sie zu seinem Nutzen angebaut, er hat sich Haustiere gezähmt und gezüchtet, damit er Fleisch, Fett, Milch und Wolle gewinnt, und er hat sich auch mit den anderen Menschen vertragen.

Halt — da stolpern wir schon! Das hat er nämlich nicht immer getan, im Gegenteil, er hat sich als erste Werkzeuge Waffen ersonnen, die er zwar anfangs zum Schutz vor den wilden Tieren benötigte, die ihm Gefahr brachten, und dann auch Waffen, um diesen Tieren nachzustellen und sie zu jagen, aber dann hat er sie leider auch gegen diejenigen Geschöpfe gebraucht, die seinesgleichen waren, gegen andere

Menschen! Er führte Kriege, die in Tausenden von Jahren unsägliches Unglück und Leid über die Menschen brachten und das zerstörten, was sie sich mühsam geschaffen hatten. Der Mensch ist ein Gesellschaftswesen, ein Zoon politikon, hat schon der griechische Philosoph Aristoteles gesagt, und das heißt, daß Mensch sein soviel bedeutet wie: sich in die Gesellschaft der Mitmenschen einordnen, wenn das Leben auf dieser Erde nicht gestört werden soll. Der Mensch ist nun einmal das höchst entwickelte Geschöpf auf der Erde; ihm allein eignet ein die Dinge ordnender Verstand, ihm allein gehört das Feuer, er allein geht aufrecht auf den Füßen und hat die Hände frei — die großen Menschenaffen haben andere Füße und Hände und stützen sich auch auf diese —, er allein gebraucht die Schrift, und vieles andere mehr eignet ihm, was ihn von den höchsten Tieren unterscheidet.

Die andern Mitmenschen — ja, alle gehören sie zu dieser Gattung Mensch, ob sie nun schwarz oder braun, weiß oder „gelblich“ aussehen, ob sie groß oder klein, kraus- oder straffhaarig, schmal- oder breitköpfig sind, ob sie deutsch oder chinesisch, englisch oder indianisch sprechen, ob sie Rock und Weste oder nur einen Lendenschurz tragen, ob sie in Wolkenkratzern wohnen oder hinter einem schützenden Windschirm kauern — alle, alle sind sie Menschen. Keiner gilt mehr als der andere, und wir sollten sie alle achten, auch wenn sie nicht lesen und rechnen können wie wir, auch wenn sie nicht wissen, wozu eine Streichholzschachtel oder ein Rundfunkgerät da ist.

Nun ist allerdings die Erde immer kleiner geworden — nicht etwa, weil sie sich „abgenutzt“ hätte, sondern weil uns infolge der immer vollkommener gewordenen technischen Verkehrsmittel jeder Punkt auf der Landkarte immer leichter erreichbar geworden ist. Die großen Reisenden, wie der Venetianer Marco Polo oder der Weltumsegler Magalhães oder der Entdecker Amerikas, Christoph Kolumbus, brauchten Monate und Jahre, um ihre Ziele zu erreichen, aber

heute bringt das Flugzeug den Reisenden in wenigen Stunden in die Nähe des Gebiets, das er durchforschen will. An manchen Stellen, wo einst durch Afrikas Wälder und Savannen die endlose Trägerkarawane schritt, gibt es schon Autostraßen. In den Siedlungen der Eingeborenen aller Welt sind Flugzeug und Auto durchaus nicht immer etwas Unbekanntes. Früher — das ist noch kein halbes Jahrhundert her — gab es auf den Landkarten noch „weiße Flecke“, unerforschte Gebiete also; aber heute muß man schon sehr suchen, will man eine solche Stelle finden. Es ist beinahe alles „entdeckt“; aber damit sind längst nicht etwa alle Rätsel gelöst, die uns diese Gebiete aufgeben, weder in länder-, noch in völkerkundlicher Beziehung.

Die Wissenschaften, die sich mit dem fremden Menschen beschäftigen, sind die Anthropologie oder Menschenkunde (vom griechischen *anthropos* = Mensch) und die Ethnographie oder Völkerbeschreibung (vom griechischen *ethnos* = Volk und *graphein* = schreiben, beschreiben). Die Anthropologie hat es mit der körperlichen Erscheinung des Menschen zu tun; sie untersucht seinen Körperbau, die Beschaffenheit seiner Haare, seiner Hautfarbe oder seiner Augen. Die Ethnographie oder Völkerbeschreibung dagegen betrachtet den Menschen als ein gesellschaftliches Wesen; sie stellt den Kulturbesitz der Völker dar und beschreibt ihre Lebensweise, Kleidung, Technik, Wirtschaft, Wohn- und Siedlungsverhältnisse, Religion, Schrift und anderes. Die gleichbedeutende Ethnologie oder Völkerkunde vergleicht diese Völkerbeschreibungen und sucht daraus allgemeine Schlüsse für die Kulturentwicklung der Menschheit überhaupt zu ziehen.

So, wie die einzelnen Gegenden der Erde ist auch der Mensch in allen seinen Rassen entdeckt worden. Ganz selten stößt heute ein kühner Forscher auf einer Urwaldwanderung noch auf einen unbekanntem Völkerstamm. Und alle Völker haben sich weiterentwickelt. Wenn wir fremde Völker ansehen, er-

scheinen sie uns ganz anders als etwa den Reisenden vor hundert oder mehr Jahren. Heute gibt es indianische oder sudanesische Rechtsanwälte und Ärzte, deren Vorfahren vor gar nicht allzu langer Zeit noch über die Prärie zogen und ihre Wigwams errichteten oder im afrikanischen Dorf ihre Trommeln zum Tanze schlugen. Die Begegnung der Eingeborenen mit dem Europäer ist zwar nicht immer zum Guten für jene ausgeschlagen, und der Europäer erwies sich dabei nicht immer als „menschlich“; aber andererseits haben sich die Eingeborenen auch manche Kulturgüter der weißen Völker anzueignen und für ihre Bedürfnisse nutzbar zu machen gewußt.

Wir wollen unsere Mitmenschen in fremden Ländern besuchen. Das ist sicher eine fesselnde Reise! Sie sehen sehr unterschiedlich aus, kleiden sich verschieden, haben Sitten, die sehr von unsern abweichen, und dergleichen mehr. Wenn wir ihnen begegnen, dann wird auch Gelegenheit sein, über die Werkzeuge, die Kleidung, die Wirtschaft, die Genussmittel, den Schmuck, die Wohnung, die Verkehrsmittel, die Sprache, die Schrift, das Kunsthandwerk und die Religion der Völker überhaupt zu sprechen. Das Flugzeug steht sozusagen vor der Tür, werfen wir die Propeller an — wir starten gleich zu einem weiten Flug! Es geht nach Neuguinea, sagt der Flugkapitän. Ihr seid doch beschlagen in Geographie und wißt, wo es liegt?

DER PAPUA

Die zweitgrößte Insel der Erde, Neuguinea, — die größte, das wißt ihr ja, ist Grönland — schwebt, wenn ihr sie auf der Landkarte sucht, einem riesigen Vogel gleich über dem australischen Kontinent. 2400 Kilometer ist sie lang und wird bis zu 690 Kilometer breit, und sie ist vom australischen Festlandssockel durch die Torresstraße getrennt. Das feuchte und heiße Klima, das dort herrscht, läßt auf dem gebirgigen Lande eine ungemein üppige Pflanzenwelt gedeihen, in der sich zweifellos auch viele Nutzhölzer finden. Eine an vielen Arten reiche Tierwelt bevölkert undurchdringliche Urwälder, die nur gelegentlich von Flächen mit hohem, hartem Gras unterbrochen werden. Große Flüsse gleiten träge durch das Land, umsäumt von dunklen, mit märchenhaften Schlingpflanzen bewachsenen Ufern, in deren hohen Wänden bunte Blumen blühen. Die Tiere sind denen verwandt, die in Australien heimisch sind: Flatter- und Beuteltiere wie das Opossum und die Beutelratte, Vögel in gewaltiger Zahl, voran der Kasuar, ein großer Laufvogel, und farbenprächtige Paradiesvögel, denen leider der Weiße gern nachstellt, um sie als Schmuck für Damenhüte zu verwenden, Papageien und Kakadus, ferner die selten werdenden Ameisenigel mit ihren röhrenförmigen Schnauzen und dazu eine Unmenge von bemerkenswerten Insekten, darunter herrlichen Schmetterlingen. Dort gibt es noch mancherlei zu entdecken; denn es ist bisher gar nicht so einfach gewesen, in die tiefen Wälder einzudringen!

Den Eingeborenen dieses Landes gilt unser Besuch. Man nennt sie allgemein Papua, wobei die Betonung auf dem langen u des Wortes liegt. Den Namen Papua haben ihnen die Malaien gegeben, die mit den Eingeborenen Handel

treiben wollten; er bedeutet „Kraushaar“. Woher diese Eingeborenen, die sicher nicht von allem Anfang an auf Neuguinea gesessen haben, gekommen sind, weiß man auch nicht genau, denn die Insel hat sich ja schon vor uralter Zeit vom australischen Festland losgerissen. Man darf aber annehmen, daß eine Einwanderung sicher von Westen, vom malaiischen Archipel her, erfolgte. Neben den Eingeborenen des eigentlichen Papualandes hausen auf der Insel noch andere, meist noch viel dunkler gefärbte Menschen, denen wir mehr an den Küsten Neuguineas begegnen. Der Völkerkundler gruppiert diese den Melanesiern zu (griech. melas = schwarz und nesos = Insel), also den Völkern, die die „schwarzen Inseln“, wie die Neuen Hebriden, Neukaledonien, die Fidschi-, die Loyalty-, die Admiralitäts-Inseln und andere, bevölkern. Tatsächlich geben die tropischen Wälder dieser Inseln diesen einen dunklen Umriss. Früher rechnete man die Papua auch zu den Melanesiern, aber heute neigt man dazu, sie davon zu trennen. Ganz besonders groß sind die Sprachunterschiede. Doch ist die Erforschung der Sprachverhältnisse bei den Papua eine schwierige Sache. Denn die Papua sprechen so viele Sprachen, daß oft schon die Nachbardörfer einander nicht verstehen, nicht bloß Dialekte, so wie etwa Bayrisch und Mecklenburgisch Dialekte des Deutschen sind.

Die Bekanntschaft mit den Papua ist für uns besonders fesselnd, weil wir es hier mit Menschen zu tun haben, die praktisch noch in der Steinzeit leben. Das bedeutet, daß alle ihre Werkzeuge und Waffen nur aus Holz oder Bambus und Stein bestehen. Gewiß haben die Weißen den Papua auch Geräte aus Eisen und anderem Metall gebracht, aber der alte Papua wird die Eisenklinge eines europäischen Beils meist verächtlich ansehen und sein altes Steinbeil nehmen, das, sehr sinnig erdacht, sich bei jedem Schlag nur noch fester in den haltenden Holzgriff fügt. Die Arbeit damit geht zwar langsamer vor sich, aber sie führt zu dem gleichen Ziel.

Der Begriff „Steinzeit“ bezeichnet für uns diejenige Kulturstufe der Urzeit, in der zum ersten Male Spuren des Menschen festzustellen sind. Diese bestehen im Vorhandensein von absichtlich zubehauenen Steinen, sei es als Schaber, Bohrer oder Kratzer, sei als Klinge oder Spitze an Waffen. Man unterscheidet diese ältere von der jüngeren Steinzeit. In dieser werden die Steine nicht nur behauen, sondern geschliffen. Und so wie in dieser jüngeren Steinzeit, so werden die Waffen auf Neuguinea noch heute angefertigt; auf einfacher Kulturstufe stehen die Papua. Sie haben dafür, wie wir noch sehen werden, andere Eigenschaften und Vorstellungen, die hoch veranschlagt werden müssen. Wir wollen nie vergessen: Völker ohne jede Kultur gibt es überhaupt nicht; denn auch das einfachste, das „primitivste“ exotische Volk verfügt über einen gewissen Kulturbesitz, sei es auf technischem, sei es auf geistigem Gebiet.

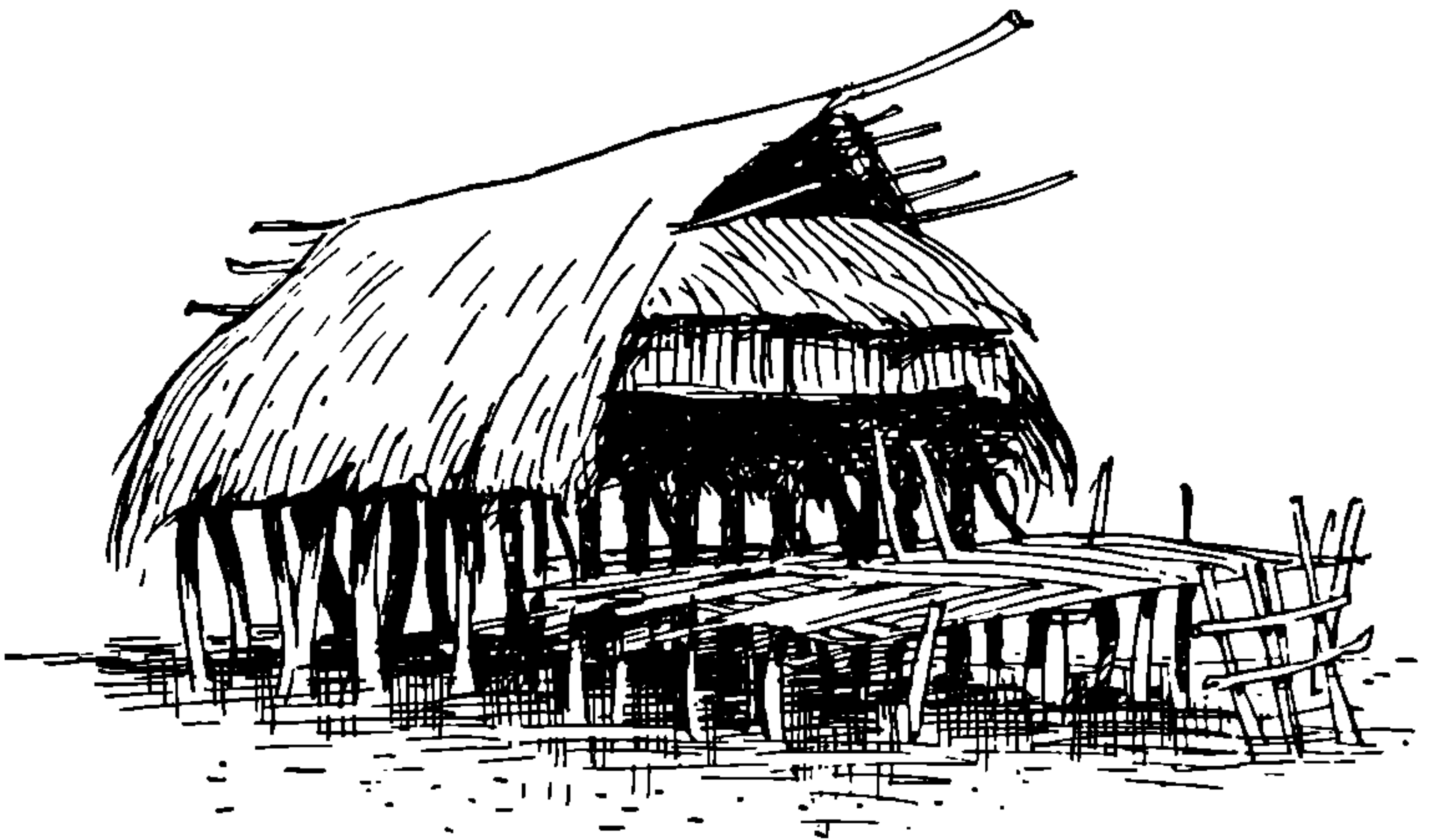
Manche Papua können freilich nicht bis drei zählen. Ach, werdet ihr denken, da sind wir doch viel gescheiter. Das ist ein Irrtum. Diese Menschen haben nur in ihrer Sprache kein Zahlwort für Drei. Sie kennen beim Zählen nur ein Paarsystem, und drei ist bei ihnen „eins und zwei“. Vier ist „zwei und zwei“. Und fünf? Ja, wenn wir papuanisch zählen, müssen wir fortfahren „Hand“. „Zwei Hände“ bedeutet dann Zehn, und „zwei Hände und ein Fuß“ Fünfzehn. Ist das nicht ganz praktisch? Und wenn ihr 20 ausdrücken wollt, dann gibt es dafür sogar zwei Möglichkeiten: man kann nämlich sagen „zwei Hände und zwei Füße“ oder der Einfachheit halber gleich „ein ganzer Mensch“.

Aber wir erzählen hier von der Sprache dieser Leute und von ihren Kulturerrungenschaften und haben sie uns noch nicht einmal richtig angesehen. Es gibt ganz verschiedene Typen unter ihnen, denn sie stammen aus älteren und neueren Schichten und sind im Verlauf ihrer Geschichte auch vielen Mischungen unterworfen gewesen. Ihnen allen

ist eine schokoladenfarbene Hautfarbe in verschiedenen Tönungen eigen. Das schwarze Haar ist gekräuselt. Ist der Papua auch dunkelbraun, so sieht er doch ganz anders aus als ein Neger. Beide sind nicht miteinander zu verwechseln. Weil der Papua sehr starke Knochen hat, zeigt der Kopf auch dicke Überaugenwülste. Eine schmale, hohe Stirn, tief-liegende Augenhöhlen, ein starkes Gebiß zeichnen ihn aus. Das Gesicht ist breit und niedrig, die Lippen sind wulstig, und im ganzen wirkt der Papua, der mittelgroß ist, aber im männlichen Geschlecht auch groß sein kann, wild und roh. Das liegt oft auch an den kurzen, breiten und dicken Nasen, die bei diesem Volk oft noch durch künstliche Verunstaltungen, wie Einschnitte oder Nasenpfeile und Nasenringe, umgebildet werden.

Tropische Hitze herrscht auf Neuguinea. Aus diesem Grunde haben die Papua keine Kleidersorgen. Die Männer tragen nur eine Schnur um die Hüfte, und die Frauen begnügen sich mit farbigen Bastgürteln und Bastschürzen. Sehr beliebt sind Regenkappen, die sich die Frauen in kunstvoller Handarbeit flechten. Es regnet oft in diesen Wäldern, aber Regen und die damit verbundene Kälte mögen sie gar nicht leiden. Bei Festen wird der Körper mit roten und weißen Erdfarben bemalt. Die Papua sind nämlich sehr eitel. Sie schmücken sich gern, wie alle Menschen auf einfacheren Kulturstufen. Die Männer tragen mit Vorliebe zu beiden Seiten des Kopfes schöne Zierstäbe, sie lieben Schildpatt-Ohringe, wozu sie am Meeresstrand das geeignete Material finden. Sie bringen sich auch am Körper Narben als schmückenden Zierrat an. Ringe, die den Oberarm schmücken, haben sie sich mühsam aus einer großen Muschel mit einem aus Bambus bestehenden Bohrer ausgefeilt. Ketten von Eber- und Hundezähnen liegen um den dunklen Hals. Sie stammen von den verwilderten Schweinen und Hunden, die bei ihnen als große Delikatesse gelten.

Wir wollen gleich hier betonen, daß wir bei der Betrachtung



von Sitten und Gewohnheiten der Völker mit minderer Technik und in ganz anderen Gegenden niemals den Maßstab unseres Geschmacks, unserer Lebensart, unserer gemäßigten Klimate und unseres Urteils anwenden dürfen. Es wäre vollkommen verfehlt, von daher auf fremde Völker und andere Rassen lächelnd oder gar überheblich herabzusehen. Viel von alledem, was uns fremd, merkwürdig, ja vielleicht sogar verabscheuenswert erscheint, hat seine bestimmten Gründe, die man untersuchen und würdigen muß, bevor man ein Urteil fällt. So ist das mit dem Geschmack am Hundefleisch, und so ist das auch mit dem schon erwähnten, oft aus Muschelschalen gearbeiteten Nasenstab, managaschim, der nicht im täglichen Leben getragen wird, sondern bei festlichen Gelegenheiten als Schmuck angelegt wird. Es gibt auch längliche Nasenringe aus Perlmutter. Die Eitelkeit ist es auch, die manche Männer Perücken aus Kasuarfedern oder einen umfangreichen Paradiesvogel-Kopfputz aufsetzen und manche Jünglinge ihre Rindengürtel so eng schnüren läßt, daß die „Taille“ so schmal

wird, wie sie in der Geschichte der europäischen Mode nicht einmal mit dem auf das engste geschnürten Korsett erreicht wurde. Da werden, auch aus Eitelkeit, die Gesichtshaare ausgerissen, da werden die krausen Haare täglich gekämmt und — gelaust, — auch darüber gibt es nichts zu lachen, weil das nichts anderes ist als eine hygienische Maßnahme in einer Landschaft, die dem Ungeziefer gute Lebensbedingungen bietet —, und da werden die weißen Zähne durch das Betelkauen — die Betel ist eine Nuß — schwarz gefärbt, daß sie tiefschwarz glänzen wie poliert.

So verschieden wie die Menschentypen, so verschieden wie ihr Aussehen, ihre Sprache ist auch die Art ihres Wohnens, die von der schlichten Hütte, in der man auf dem Erdboden schläft, über das schöne, manchmal zweistöckige Haus mit Laubdach, bis zum hohen Pfahlbau und gar bis zur Baumwohnung reicht, die man aus Sicherheitsgründen des Nachts zum Schlafen aufsucht und deren „Treppen“ durch Rotang- und Bambusleitern ersetzt sind. Wesentlich ist, daß mitunter ganze Sippen in einem gemeinsamen Haus unter einem gemeinsamen Dach wohnen. Alles gehört allen gemeinsam; der Gemeinschaftsgedanke ist hier eindringlich verwirklicht. Nur wenig persönliches Eigentum — die Waffe des Mannes, der Sammelbeutel der Frau und andere unwesentliche Dinge — ist vorhanden. Wohl kennt man in den einzelnen Stämmen Häuptlinge, doch haben diese niemals eine diktatorische Gewalt. Es gibt Dörfer mit Häusern, deren Laubdächer fast die Erde berühren, Dörfer, in denen die Straßen peinlich sauber sind. Der Pfahlbau soll, im Wasser errichtet, vor Überfällen schützen und, auf der Erde sich etwa ein oder zwei Meter über dem Boden befindend, das Eindringen von Wasser bei großen Regenfällen verhüten.

Der Papua ist ohne Waffen nicht denkbar. Er trägt eine Stoßlanze, Speer, Bogen und Pfeile mit sich. Dabei fallen

Papua im Tanzschmuck





die großen, bis zu zwei Meter langen Pfeile besonders auf. Mit ihnen schießt sich der Eingeborene Fische aus dem Wasser. Außerdem hat er Schmuck- und Zierpfeile, die er auch als Geschenke verwendet. Auch die Keule, der Schild und die Speerschleuder kommen vor. Bei den Küstenstämmen ist natürlich die „Zivilisation“, die Berührung mit den Weißen schon weit fortgeschritten, nicht immer zum Nutzen der Eingeborenen. Feldbau mit Grabstock und Haustierhaltung sind in den Küstengebieten nichts Außergewöhnliches, und viele der jungen Papuas arbeiten in Plantagen der australischen Verwaltung.

Unentbehrlich ist dem Papua die Sagopalme. Die Herstellung von Sago wird in trockeneren Gebieten vom ganzen Stamm durchgeführt, wobei zunächst aus dem Innern der gefällten Sagopalme mit Beilen, deren Klingen aus hartem Holz oder Stein bestehen, das weiche Mark herausgehauen wird. Dieses Mark wird dann in einer Schüssel mit Wasser übergossen, und dabei löst sich sein Stärkegehalt auf. Nun wird die Flüssigkeit durch ein Sieb aus Palmfasern gefiltert, und von dem erhaltenen Milchwasser sondert sich schließlich ein klebriger weißer Brei ab, der Sago, der dann zu Klumpen geknetet wird.

Auch die Töpferei ist bekannt und wird vielfach von den Eingeborenenfrauen geübt, aber sie kennen die Töpferscheibe nicht und schichten die Töpfe geschickt aus wurstähnlichen Tonrollen. In einem Feuer aus Kokosfasern und Rinden wird das Gefäß zuletzt hart gebacken.

Feuer machen — ja, wir haben es leicht! Wir nehmen dazu Streichhölzer oder ein Feuerzeug. Aber diese Mittel sah der alte Papua einst als Werk böser Geister an. Er nahm vielmehr eine starke Buschranke und zog diese kräftig durch einen gespaltenen Stock hin und her, bis sich in der Höhlung ein Häufchen Sägemehl sammelte, das zu glimmen

Javanische Tänzerin

und schließlich zu brennen begann. Das kann ihm wohl keiner von uns nachmachen; bei ihm dauerte es nur wenige Minuten.

Aber nun müssen wir etwas verraten, worüber ihr nicht erschrecken dürft: Die Papua waren „Menschenfresser“, und es kann, obwohl die Verwaltung solche Sitten unter strengste Bestrafung stellt, auch heute noch ab und zu ein Fall von Menschenfresserei vorkommen. Nach unseren Begriffen ist das natürlich furchtbar und zu verwerfen, aber der Eingeborene im Urwald hat darüber eine andere Ansicht. Der Kannibalismus, wie man die für unsere Vorstellungen so grauenhafte Sitte nennt, hat seinen Ursprung im Glauben der Eingeborenen, daß die Kraft des Feindes mit dem Verzehren seines Fleisches auf den Essenden übergehe. Früher war die Menschenfresserei weit verbreitet; sie wurde im Innern Afrikas, im alten Mittel- und Südamerika, auf Sumatra und in Polynesien geübt, ist aber heute so gut wie erloschen.

Der Papua ist heute im allgemeinen nicht so „wild“, wie er vielleicht aussieht. Die Kunst des Papua steht, so dürfen wir ruhig sagen, auf einer sehr hohen Stufe. Er versteht, seinen gesamten Hausrat kunstvoll zu verzieren. Seine Pfeilspitzen aus Kasuarknochen sind mühsam zurechtgemachte und grausam erdachte technische Kunstwerke, und die geschnitzten Masken und Ahnenscheiben, die die Geister der Verstorbenen darstellen, sind wirklich große künstlerische Leistungen. Heute mag der Papua gelegentlich ein eingeführtes Messer für seine Schnitzkünste verwenden, aber im allgemeinen hat er all diese seltsamen Scheiben, die die Gesichtszüge der Verstorbenen tragen sollen und deren Muster mit freier Hand eingezeichnet und mit schwarzen, roten und weißen Farbstoffen eingerieben wird, früher nur mit scharfrandigen Muscheln und Knochen ausgeführt. Die Verehrung der Verstorbenen, also der Ahnenkult, spielt eine große Rolle. Ihnen zu Ehren werden

Maskentänze aufgeführt. Diese Maskentänze werden von den Forschern, die sie gesehen haben, als sehr dramatisch geschildert. Die Papua sind also auch gute Schauspieler. Es gibt auch, wie Frank Hurley erzählt, Pantomimen, die die weißen Behörden verspotten, indem die Tänzer den steifen Gang und die Gebärden der Weißen nachmachen. Die Papua glauben, daß in jedem Wesen, jeder Pflanze, jedem Tier, jedem Menschen, eine Art geheimnisvoller Seele wirksam sei.

So schlicht und einfach, so bedürfnislos und arm, so „wild“ und seltsam, wie uns der Papua zunächst erscheint, ist er also nicht, wenn wir uns in sein Denken, seine Umwelt und seine Wünsche hineinversetzen. Und so werdet ihr auch verstehen, daß es heute aufgeschlossene Papuas gibt, die sich den Fortschritten der Kultur und Technik nicht verschließen und schon als Minenarbeiter und Holzfäller tätig sind. Ihre Söhne besuchen zum Teil bereits Hochschulen, um später einmal ihr Land selbst verwalten zu können. Sie sind also nicht mehr die „Wilden“, als die ihre ersten Entdecker sie kennenlernten.

DER JAVANE

Wir sind auf der vulkanreichsten Insel der Erde, auf Java, der kleinsten der Großen Sunda-Inseln. Eine tropische Landschaft umfängt uns, die aber gut erschlossen ist, so daß wir mit der Eisenbahn nach der Stadt Djokjakarta fahren können, die etwa in der Mitte der Insel unweit der Südküste liegt. Dort, in Mitteljava, ist am ehesten noch etwas von der hochentwickelten alten Kultur des Landes zu spüren.

Glühend brennt die Sonne nieder auf das Land. Kaum ein beschatteter Fleck ist zu finden. An den Straßen liegen herumstreunende Hunde, aber auch Wasserbüffel, die für den Reisbau auf der wirtschaftlich bedeutsamen Insel unentbehrlich sind. Neben den Reisfeldern gibt es hier in Mitteljava Tee- und Kaffeeplantagen, aber auch Tabakplantagen. Der Tabak aus den Vorstenlanden, das ist „Fürstenlanden“, ist neben den anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen und der in der Heilkunde geschätzten Chinarinde ein wichtiger Ausfuhrartikel.

Als es Abend wird, erreichen seltsame, weiche und scharf rhythmische Klänge unser Ohr. Im Kraton, dem Palast des einheimischen Sultans, spielt ein etwa 20- bis 30köpfiges Orchester, ein Gamelang. Die Spieler gehen in ihrer Kunst auf, man sieht ihnen die innere Erregung an. Wer einmal ein solches javanisches Orchester gehört hat, das nur aus Schlaginstrumenten, großen und kleinen Gongs, einer Art Geige, einer Flöte und einer seltsamen Zither besteht, der vergißt den Eindruck niemals. Seine Musik ist wie ein unwirklicher Klang, wie ein seltsames Läuten von kleinen Glöckchen, wie ein Schwingen überirdischer Töne. Metallplatten liegen vor den Spielern auf kostbaren geschnitzten Gestellen. Dazu kommen hölzerne Trommeln und weich

bespannte Pauken, die mit Filzklöppeln angeschlagen werden wie auch die Glockenspiele. Auf und ab gleiten die rhythmischen Melodien, die leise beginnen und sich steigern, ohne jemals überlaut zu werden. Natürlich sind das keine Melodien, wie wir sie lieben, denn der Javane kennt nur zwei Tonleitern, salendro und pelog, die etwa unserm Dur und Moll entsprechen und nur fünf und sieben Töne haben. Diese stehen auch in andern Intervallen zueinander als die unsrer Tonleitern, und dennoch ist die darauf aufgebaute Musik unsern Ohren nicht unangenehm.

Es soll ein Tanz junger Mädchen stattfinden, die jetzt unter der Leitung einer alten Hofmeisterin in den Saal geführt werden. Sie sind noch sehr jung, sieben bis zwölf Jahre vielleicht. Diese Mädchen sind keine Berufstänzerinnen, die es aber natürlich auch gibt. Die Mädchen tragen Sarongs mit wundervollen Batikmustern. „Sarong“ heißt auf malaiisch „Behälter“ und bezeichnet das um den Leib geschlungene Tuch, das einem Rock gleicht. Das Batiken gehört zu den heimischen Gewerben, das in seiner schönsten Blüte auf Java geübt wird. Das Verfahren wurde auch vom europäischen Kunstgewerbe zur Musterung von Stoffen aufgegriffen. Auf weiße Kattunstücke werden mit heißem, flüssigem Wachs Ornamente aufgetragen. Nicht etwa mit Schablonen, sondern freihändig. Versucht das mal nachzumachen! Das würde meist recht schief aussehen. Aus winzig kleinen Kännchen fließt das Wachs auf den Stoff, so wie die Javanerin ihre Hand gleiten läßt; Ranken, Arabesken, aber auch Bilder — unsere Tänzerinnen haben Figurenwappen-Musterung — entstehen so. Das Tuch wird dann in einen Farbstoff getaucht, und danach wird das Wachs in heißem Wasser wieder ausgeschmolzen. Die wachsbedeckten Stellen sind weiß geblieben. Man kann auch mehrere Farben erzielen, wenn man die schon gefärbten Stellen wieder mit Wachs bedeckt und andere freigibt. Oft werden die Muster auch bunt ausgestickt.

Unsre kleinen Tänzerinnen, durchweg Verwandte des Sultans, tragen goldene Kronen mit aufgesteckter Feder im Haar und kostbaren Ohr- und Halsschmuck und grün-samtene Mieder. Aber wir staunen: die Mädchen sehen grünlichgelb aus, während wir von den Malaien, zu denen die Javanen doch gehören, wissen, daß sie von „gelber“, das heißt hellbrauner Hautfarbe in verschiedenen Tönungen sind. Das kommt daher, daß sie die Haut mit einer grünlichgelben Schminke eingerieben haben. Der Tanz fängt an. Er beginnt langsam, die Füße werden voreinander gesetzt, immer kreuzweise, die Zehen werden nach auswärts gedreht, das Gamelang-Orchester begleitet. Der javanische Tanz zeigt weiche und runde Bewegungen. In Burma kennt er dagegen mehr eckige Formen; es sind fast mechanisch aufgelöste Rhythmen. Alle zwanzig Mädchen, so viel werden es wohl sein, bemühen sich, mit ihren Kolleginnen in den Bewegungen ganz genau übereinzustimmen. Sehr gern werden die Arme am Körper nach unten gestreckt und dann die Hände wieder elegant nach oben gedreht. Zuweilen ordnen sich die Tänzerinnen zu viert, zuweilen hocken sie auf dem Boden — der Ausdruck des Gesichts mit den mandelförmigen Augen bleibt unbewegt, selbst als sie dann zu kleinen Tanzdramen übergehen. Der javanische Tanz ist eine alte Kunst, wenn auch schon in vielem abgeschliffen. Aber vollendet schön sind die herrlich gewachsenen Körper mit den edlen, runden Linien.

Wie gruppieren wir die Javanen in die große Familie der Völker ein? Sie sind Malaien, aber die Malaien sind durch alte Einwanderungen von Vorderindien her mehrfach vermischt worden. Die Wissenschaft scheidet heute, wenn auch nicht immer unbestritten, die Ur- oder Protomalaien als älteste Schicht, die heute in das Innere aller südostasiatischen Inseln abgedrängt sind, von den Deutero-Malaien, die in späteren Vorstößen eingewandert sind und auf höherer Kulturstufe stehen. Von Deutero-Malaien wird die Insel

Java bewohnt. Sie sind nicht groß, fast sogar klein. Sie haben einen schwachen Bartwuchs, eine geringe Körperbehaarung und weisen viele andere mongolische Rassenmerkmale auf: das flache und breite Gesicht, die hervorstehenden Backenknochen. Auch der gelbliche Ton der Haut weist auf mongolische Beimischungen hin. Das Haar ist schwarz und straff, die Augen sind dunkel. Weil die Bindehaut gelblich ist, macht das Auge meist einen etwas verwaschenen, verträumten Eindruck.

Die über dreißig Millionen Einwohner auf 130 000 Quadratkilometern sitzen eng beieinander. Im Westen wohnen im allgemeinen die größeren Sundanesen; die eigentlichen Javanen treffen wir auf Mitteljava und im Osten, aber im Osten daneben auch Maduresen und Balinesen. Von diesen drei Gruppen ist der zierliche Javane der ehrlichste und anhänglichste, wie überhaupt der Malaie als freundlich, genügsam und sorglos, aber auch als etwas schwerfällig gilt. Wohl kann es vorkommen, daß der sanfte Javane einmal in den Zustand des sogenannten Amoklaufens gerät. Im Malaischen bedeutet amok „Wut“, eine Art plötzlicher Geisteskrankheit, bei der der Befallene ganz unvermutet aufspringt, seinen Dolch, den Kris, zieht, und die Leute niederstößt, die ihm in den Weg treten. Aber der Amoklauf wird immer seltener.

Das Land hat eine uralte Geschichte. Es gibt viele Überreste alter Götterbilder, wir finden auch viele alte kunstvolle Tempel- und Palastbauten, die uns über die längst vergangenen Zeiten unterrichten. Am Anfang des 18. Jahrhunderts errichteten die Portugiesen Handelsfaktoreien auf Java, dem *Jabidu* des griechischen Geschichtsschreibers Ptolemäus. Es gibt auch alte Rechtsbücher, die *Adat*, und auch Geschichtsdarstellungen, die *Babad*; aber sie sind nicht recht zuverlässig und mit sagenhaften Zügen durchsetzt. Die Urmalaien, die schon im ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung von Hinterindien her nach Java kamen, waren

bereits Reisbauer; sie waren in der Bearbeitung der Metalle und in der Sternkunde erfahren und hatten eine feste gesellschaftliche Ordnung. Sie liebten die Musik und das Schattenspiel, das Wajang, von dem wir gleich noch etwas erzählen, sie verstanden sich auf die Kunst des Batikens und des Schnitzens. Ihre Religionsanschauungen brachten sie ebenfalls von Indien mit, den Buddhismus wie den Brahmanismus. Eins der gewaltigsten Zeichen aus dieser Zeit ist der riesige Tempel Borobudur, der einsam unweit von Djokjakarta liegt. Im 8. Jahrhundert unserer Zeit entstanden, steigt er in neun Terrassen an und weist 12-1500 Statuen und Reliefs des Religionsstifters Buddha auf. Der Buddhismus ist eine Art philosophisches System, dessen Anhänger von dem Grundsatz ausgehen, daß das weltliche Dasein nur Leiden sei, das man durch den „heiligen, achtgliedrigen Pfad“, nämlich rechten Glauben, rechten Entschluß, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Denken und rechtes Sichversenken, aufheben kann. Natürlich kann man nicht in wenigen Worten eine derartige Weltanschauung, der sich Millionen von Menschen verschrieben haben, darstellen. Es gibt auch mancherlei Abarten und Sekten, aber das soll uns hier nicht beschäftigen. Heute sind übrigens die meisten Javanen Mohammedaner.

Die männlichen Javanen tragen ein Tuch, das sie um den Unterkörper wickeln, und dessen eines Ende oberhalb der Hüfte zur Befestigung eingesteckt wird. Der Oberkörper ist meist mit einem kurzärmeligen Leibchen oder Pullover bedeckt. Um den Kopf wickelt der Mann gern ein Tuch, während die Frauen keine Kopfbedeckung tragen. Die Siedlungen der Eingeborenen sind meist Kampongs, das sind lose zusammenhängende Dörfer. Beim Hausbau spielt der Bambus eine große Rolle. Die javanische Sprache, die mit dem Sundanesischen und Balinesischen verwandt ist, weist naturgemäß viele Wörter aus dem Altindischen, dem Sanskrit, auf; die Volkssprache enthält mehr neuere Elemente.

Wer auf Java weilt, der begegnet einer eigentümlichen Art des dramatischen Spieles, nämlich dem Wajang, dem Schattenspiel, das schon seit Jahrhunderten als echte Volkskunst geübt wird. Wajang ist das Theaterspiel überhaupt. Die spielfreudigen Javanen kennen das Wajang Orang, ein Spiel von menschlichen Schauspielern, das Wajang Golek, eine Art Kasperle- oder Kölner-Hänneschen-Spiel, nämlich mit hölzernen Stockpuppen, die von unten geführt werden, und schließlich das Wajang Kulek, das Schattenspiel, das am beliebtesten und verbreitetsten ist. Das Wort „Wajang“ bedeutet auch „Schatten“, „Kulek“ soviel wie „Leder“, denn die Figuren dieses Schattenspiels sind nicht wie bei uns aus Pappe oder Karton, sondern sind aus der getrockneten und geglätteten Haut des Wasserbüffels mit kantigen Meißeln ausgeschlagen. Dann werden sie ein paar Wochen lang „geräuchert“, richtig wie es bei uns mit dem Schinken in der Räucherammer geschieht, damit sie schwarz werden und die Farbe haften bleibt, wenn sie dann wunderschön bemalt werden. Ursprünglich war dieses uralte Kino der Javanen nur für Männer bestimmt. Im Orient mußten und müssen nämlich noch heute die Frauen vielfach schwer um ihre Gleichberechtigung ringen. Auch das Wajang war ihnen versagt. Aber im Laufe von einigen Jahrhunderten haben sie sich auf der Seite der Leinwand, hinter der der Dalang, der Schattenspieler, sitzt, einzuschleichen gewußt, und so dürfen sie heute nicht auf derjenigen Seite sitzen, auf der man das kunstvolle Spiel der bunten Figuren sieht, wo die kunstvoll geschmiedete Ampel (blendjong) hängt und das Orchester spielt. Sie sehen also das Spiel schwarzer Schatten. An die Stelle der oben genannten Öllampe ist allerdings heute oft die elektrische Birne getreten. Der Dalang hat die vielen Figuren — oft sind es bis zu zweihundert für ein Spiel — in einen weichen Bananenstamm gesteckt und nimmt die heraus, die „drankommen“. Er erzählt zugleich die Handlung und singt dazu. Er ist ein



ganz großer Künstler und sehr angesehen. Nicht nur die den Figuren zukommenden Bewegungen, sondern auch alle diese Figuren selbst, sowie die Texte muß er genau kennen. Zudem währt so ein Spiel oft eine ganze Nacht. Untwegt erklingt dazu die Musik eines Gamelang. Ihr wundert euch, daß die Figuren so merkwürdig aussehen. Sie haben seltsame Vogelgesichter und lange, gespensterhaft wirkende Arme. Ihr erinnert euch, daß der javanische Tanz im

wesentlichen ein Tanz der Hände und Arme ist. Das hängt damit zusammen, daß der Schattenspieler, auch bei uns, mit langen Armen seiner Figuren sehr ausdrucksvolle Gesten hervorrufen kann. Und die vogelhaften Gesichter? Den Mohammedanern war es durch ihre Religion, den Islam, verboten, lebendige Wesen, also Menschen oder Tiere, darzustellen, und so schuf man bewußt Typen, die es gar nicht geben kann, und selbstverständlich verlangt die Schattentechnik — das wissen die Schattenspieler unter euch — daß man das Gesicht im Profil zeigt und daß die Füße seitlich dargestellt werden.

Was spielt aber der Dalang eigentlich? Er bringt Sagen, Mythen und Geschichten aus der altindischen Überlieferung, wie sie in den alten Epen Ramajana und Mahabharata stehen, Anekdoten aus dem Leben der Götter, Könige und

Helden. Man wird wie verzaubert, je länger man dem unwirklichen Wajang zuschaut.

Der Javane ist arbeitsam. Als im Jahre 1830 der niederländische Generalgouverneur Jan van den Bosch das sogenannte Kultursystem einführte, wurde diese Arbeitsamkeit der Eingeborenen in beinahe unmenschlicher Weise ausgenutzt und erpresserisch ausgebeutet. Auf Java wie auch in den Niederlanden kämpfte das Volk gegen dieses Gesetz, das schließlich nach vierzig Jahren gemildert und 1890 beseitigt wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat Indonesien die politische Selbständigkeit erlangt; es ist nicht mehr Kolonie. Der niederländische Einfluß ist noch stark, wird aber langsam zurückgedrängt.

Wir verlassen Java, diese heiße Insel, schöner Eindrücke voll. Noch haben wir die eigenartigen Tänze der Mädchen vor Augen und die seltsam anziehenden Klänge des Gamelang im Ohr.

DER INDER

Als ich ein Junge war — das liegt immerhin schon einige Jahrzehnte zurück —, da sprach man, wenn man von Indien berichtete; meist nur von dem „Wunderlande Indien“, von dem Wunderlande, in dem marmorweiße Paläste der reichen Radschas, der einheimischen Fürsten, und kunstvolle Tempelbauten und Götterbilder aus uralter Zeit neugierige Reisende lockten, oder von den indischen Städten, in denen heilige Kühe und heilige Affen den Verkehr behinderten, weil sie nicht aus dem Wege gejagt werden durften, wenn sie sich gerade die Straße als Ruheplätzchen ausgesucht hatten. Man erzählte von den Fakiren, den merkwürdigen Käuzen, die jahrelang eine ihrer Hände nach oben streckten, bis sie verdorrt war, oder von den Joghis, den seltsamen Heiligen, die sich stundenlang in tiefe Gedanken versenkten. Ein Wunderland, in dem Tausende von Menschen sich vor große Prozessionswagen mit Götterbildern spannten, um sie durch die Straßen zu ziehen. Vor diese schweren Ungetüme wieder warfen sich andere in religiösem Fanatismus (Übereifer) und ließen sich von den Wagen überfahren oder von prächtig geschmückten Elefanten zu Tode trampeln. In diesem Wunderlande, in dem Tausende im Heiligen Ganges baden, waren aber auch die Pest und Hungersnot zu wiederholten Malen zu Hause, in diesem Lande wurden die genügsamen, bedürfnislosen und sich grollend in ihr Schicksal ergebenden Menschen bis zum Äußersten ausgenützt; hier sollten, so hörte man, auch die Witwen lebendig mit dem toten Ehemann verbrannt werden; hier haust der Tiger im Dschungel; hier forderten giftige Schlangen noch 1921 über 19 000 und Raubtiere 3360 Menschenleben. Von den umherziehenden Zauberkünstlern im Wunderland sagt man,

daß eins ihrer Stücke darin bestünde, einen Jungen ein Seil hochklettern zu lassen, der dann oben plötzlich verschwunden und zerstückelt wieder von oben heruntergefallen sei, aber diese Teile hätten sich jedesmal wieder zusammengefügt, und der Junge sei lachend davongegangen.

Indien, das Land der Wunder, hat auch eine erhabene Kunst gehabt, ein hervorragendes Schrifttum, eine einmalige Architektur; große Philosophen lebten hier, weise Gelehrte . . . „Wunderland Indien“ sagte man damals. Einiges von alledem war und ist nicht ganz zutreffend, anderes ist übertrieben, ja, und manches Wunderliche gibt es auch heute noch.

Ich sagte, das sei lange her. Inzwischen hat sich mancherlei in der Welt, vor allem aber auch in Indien geändert. Die unvergänglichen Kunstwerke sind geblieben, die unzähligen Menschen auch, aber im politischen und wirtschaftlichen Gefüge Indiens ist vieles anders geworden. Wir wollen uns aber auf unserer völkerkundlichen Reise nur mit den Eingeborenen und mit ihren kulturellen Eigenheiten beschäftigen, und da ist doch manches seit Jahrhunderten unverändert.

Die Bezeichnung „Inder“, oder für alle Bewohner Indiens zusammen besser, aber weniger üblich, die Indier — das ist ein Begriff, in dem fast unübersehbar vieles beieinander ist: Menschen der verschiedensten Rassen, Kulturen von der höchsten Stufe bis hinunter zu den bedürfnislosesten Zwergen im Urwalde Ceylons, den Weddas, die noch die letzten Reste einer sterbenden Rasse darstellen. Es ist nicht einfach, das alles mit wenigen Worten darzustellen, aber wir wollen es in großen Zügen versuchen.

320 Millionen Inder wird es etwa geben. Sie gehören neun großen Religionen an und sprechen 130 Mundarten aus sechs verschiedenen Sprachgruppen. Der gebildete Brahmane in Kalkutta sieht anders aus als der Singhalese auf Ceylon, und den Parsen in Bombay, vielleicht einen Kauf-

mann, wird niemand mit einem wilden Bhil im Urwald des Landes zusammenbringen. Da Indiens Geschichte weit zurückreicht, müssen wir uns einmal in die Zeit des dritten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung versetzen. Da wird Indien von Stämmen bewohnt gewesen sein, von denen heute nicht viel übrig geblieben ist. Zweifellos gehören zu der Urbevölkerung die jetzt auf die Insel Ceylon beschränkten, eben genannten Weddas in der Urwald-Form, die heute in Reservaten, geschützten Bezirken, leben. Es sind wenige, vielleicht kaum noch eintausend, aber immerhin haben ihre Vorfahren Nachkommen gehabt, die nun in ganz Südostasien zu treffen sind. Die Anthropologie nennt sie Weddide. Sie sind Waldmenschen, durch den Wald streifende Gruppen, die da, wo sie am höchsten entwickelt sind, nur etwas Hackbau treiben. Das ist jene Wirtschaftsform, die den Pflug noch nicht kennt, sondern deren einziges landwirtschaftliches Gerät eine einfache Hacke sein kann.

Die Urwald-Weddas sind Zwerge; die Männer erreichen im Durchschnitt 150 Zentimeter Körperlänge, die Frauen sind etwa zehn Zentimeter kleiner. Diese Menschen sind aber trotz der Kleinheit kräftig gebaut und haben recht lange Arme. Die Überaugenbögen sind stark, und die Augen liegen tief, die Haut ist schwarzbraun. Die Kulturstufe, auf der die Weddas stehen, ist eine der niedrigsten, die wir kennen. Die Wohnung ersetzt ein einfacher Windschirm aus Ästen und Zweigen, mit Blättern bedeckt. Kleidung gibt es überhaupt nicht, und der Schmuck fehlt auch so gut wie ganz. Gerade das ist seltsam, weil auch der primitivste Eingeborene sich gern schmückt. Der Schmuck ist vielleicht überhaupt älter als die Kleidung. Das heißt, daß der Mensch, bevor er sich gekleidet hat, sich zunächst geschmückt hat. Die Weddas haben sich manche Dinge durch Tausch erworben, und zwar durch die Form des in der Völkerkunde mehrfach bekannten „stillen Tauschs“. Das ist eine eigenartige Form des einfachsten Handels; des Nachts legen die Weddas

ihre bescheidenen Produkte an eine bestimmte Stelle und holen sich in der folgenden Nacht genau so heimlich die zum Austausch dort niedergelegten Waren ab. Stirbt ein Wedda im Urwald, läßt ihn die Horde liegen und kehrt nicht wieder an den Ort zurück. So einfach das Leben dieser auf steinzeitlicher Kulturstufe stehenden urtümlichen Menschen ist, so gleichen sie auch artigen Kindern. Sie streiten nicht miteinander, sie führen keinen Krieg, sie stehlen nicht, sie achten die Frauen und leben in strenger Einehe. Der Vater ist zugleich das Oberhaupt der Familie.

Die nächsten Völkerwellen, die sich über Indien ergossen, stellten wahrscheinlich Drawidisch sprechende Völker, zu denen auch die Tamil gehören. Das waren Völker, deren gemeinsames Kennzeichen verwandte Sprachen, die Drawida-Sprachen, sind. Völker, die sich durch schlanken, mittelgroßen Wuchs und dunkle Hautfarbe auszeichnen. Ihr Haar ist wellig oder gelockt. Vermutlich kamen sie von Nordwesten her. Heute trifft man diesen Typ besonders rein noch im Südosten Vorderindiens und im Nordwesten der Insel Ceylon, wo sie Tamilen genannt werden. Die Drawida-Völker siedeln in Dörfern, deren Holz- oder Ziegelhäuser viereckige Formen zeigen. Die Dächer sind aus großen Palmblattwedeln geschickt zusammengefügt. Die Kleidung besteht in den heißen Küstenländern nur aus einer Scham- und einer Kopfbinde; nach dem Binnenland zu, wo es kühler ist, werden Jacken oder kurze Hosen hinzugefügt. Ursprünglich hatten die Drawida wohl nur Sammelwirtschaft, aber im Laufe der viertausendjährigen Berührung mit den folgenden Einwanderern haben sie dann den Ackerbau angenommen, der heute vielfach auf britische Veranlassung mit künstlicher Bewässerung betrieben wird.

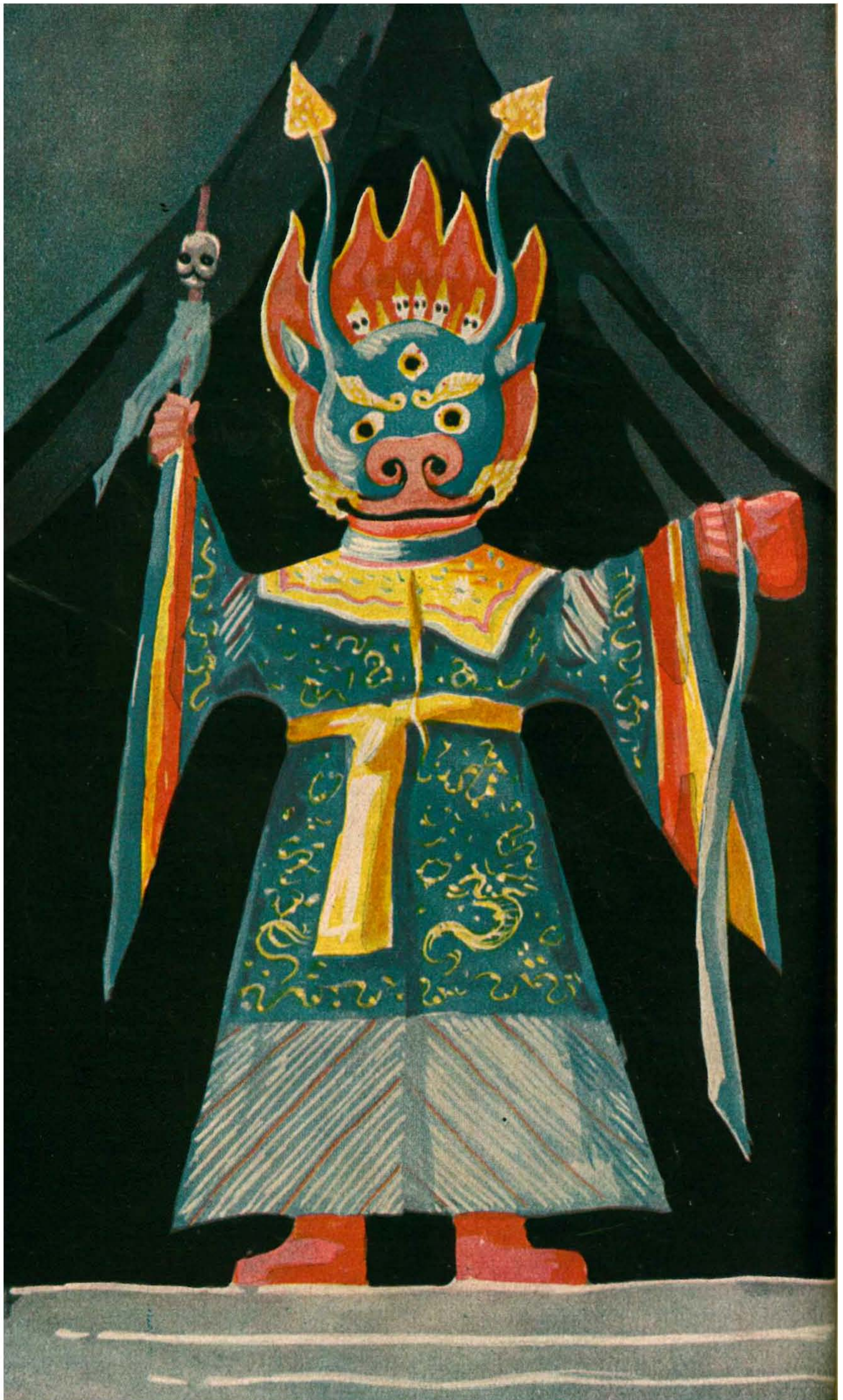
Von Osten her kamen die Mundavölker ins Land, Stämme mit mongolischem Einschlag, die aber weniger Einfluß gewonnen haben. Mundasprachen werden noch von den hinterindischen Mon und Khmer gesprochen.

Für Indiens Geschichte wurde das Eindringen indogermanischer Völker, der arischen Inder, zu Anfang des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeit bedeutsam. Diese hatten zunächst im Pandschab, dem Fünfstromland, als Hirtenvölker gesessen. Sie besetzten allmählich ganz Vorderindien und unterjochten die heimische Urbevölkerung. Sie waren groß und hellhäutig und sprachen indogermanische Sprachen, die noch heute in Vorderindien als die Hauptsprachen auftreten. Nach dem Flusse Indus nannten sie sich Indu oder Hindu und gingen auch mit den bereits ansässigen Völkern zahlreiche Vermischungen ein, obwohl sie die farbigen Völker Indiens zunächst verachteten. Sie gleichen den Europiden, den europäischen Völkern, nach Größe und Proportionen, doch sind die Arme und Beine dünn zu nennen. Die Nase ist ausgesprochen europäisch, die Haare sind schwarz, und der Bartwuchs ist stark. Natürlich gibt es verschiedene Typen; die Singhalesen im Süden Ceylons zum Beispiel sind von ausgesprochen kleinem Wuchs. Die Hindu sind die Schöpfer des Buddhismus und der großen indischen Hochkultur, von der im englischen Kolonialreich vielerlei verloren ging.

Die Hindu brachten eine besondere Stammesorganisation mit, das Kastenwesen. Ihr habt sicher schon den Ausdruck „Kastengeist“ gehört, mit dem man eine eng begrenzte, zum Teil sogar engstirnige, und zum Teil aber auch unnahbare Haltung gegenüber sozial anders gestellten Schichten bezeichnet. Das lateinische Wort *castus* bedeutet soviel wie „rein“; die einzelnen Stände waren zu Gemeinschaften zusammengeschlossen, die sich „rein halten“, sich nicht mit den anderen vermischen, ja, nicht einmal mit ihnen etwas zu tun haben wollten. Sie übten beispielsweise gemeinsame Berufe aus und heirateten nur innerhalb einer solchen Gemeinschaft oder Kaste. Außer den hauptsächlichsten Kasten

Indischer Schlangenbeschwörer





gab und gibt es in Indien noch unzählige Untergruppen, so daß die Gliederung recht kompliziert ist. Unzählig viele Berufsgruppen sind vorhanden, deren jede in der Gesellschaftsordnung nun einen ganz bestimmten Rang einnimmt. So vertreten die Brahmanen die höchste Kaste. Der indische Ausdruck für „Kaste“ ist gleichbedeutend mit „Farbe“. Die Brahmanen waren ursprünglich Priester, aber heute findet man sie auch in anderen Berufen, besonders als Gelehrte. Die Rangordnung geht bis tief hinunter, bis zu den sogenannten Parias, den „Unreinen“, die von den anderen Kasten gemieden werden. Seltsamerweise gehören Lederarbeiter und Straßenfeger hierzu. Jedenfalls gibt es diese eigenartige soziale Einrichtung sonst auf der ganzen Welt nicht wieder. Wir können eine solche Kasteneinteilung einfach nicht verstehen, denn bei uns ist jeder, der seine Pflicht an seinem Platze getreu und nach bestem Können erfüllt, genau so viel wert wie der andere.

Auch in der Tracht spiegeln sich zuweilen Kastenzeichen. Die Brahmanen tragen ein Bändchen aus handgedrehten Baumwollfäden um den Hals, die Krieger eine Hanfschnur usw. Der Hindu liebt den Schmuck sehr; Ringe trägt er an Fingern und Zehen, Ohren und zuweilen sogar an der Nase.

In den Dichtungen der Veden — veda bedeutet soviel wie „Wissen“ — begegnen wir den ältesten Religionsformen der indischen Arier, dem Glauben an Dämonen und Naturgötter.

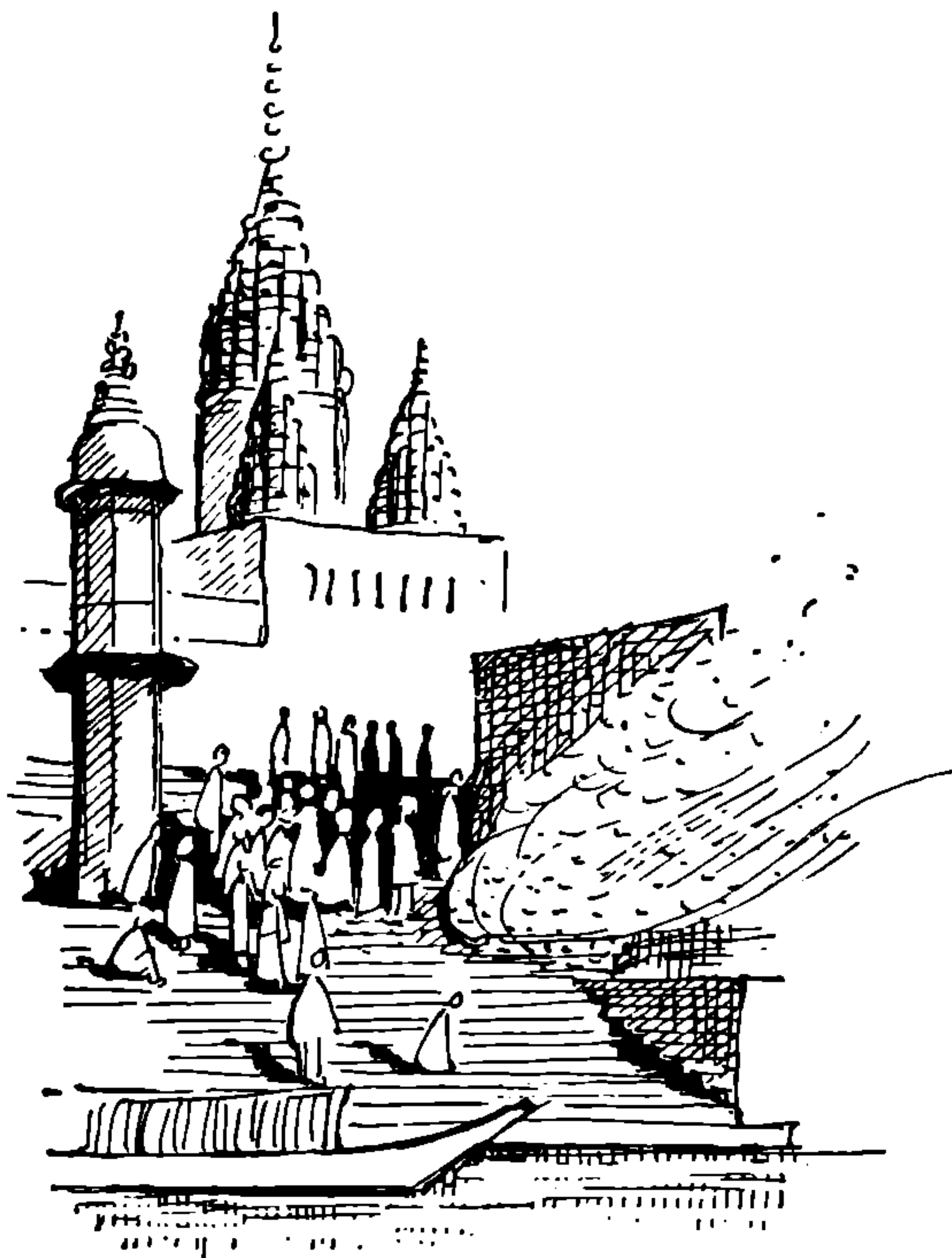
Wir sprachen schon von den Brahmanen. Sie haben ihren Namen vom Glauben an die Idee des Brahma, der Weltseele, aus der sich dann die Gestalt des Gottes Brahma selbst entwickelt hat. Neben ihm stehen die Götter des heutigen Hinduismus Wischnu und Šiva. Der Gottesdienst der Hindu liebt den Prunk, gewaltige Prozessionen und Blumen-

Tibetanischer Maskentänzer

opfer, aber auch den Tanz der Bajaderen, der Tempeltänzerinnen. Ihr Name kommt vom portugiesischen Wort „bailadeira“ = Tänzerin. Diese Tänzerinnen werden auch Dewadaschis genannt. An heiligen Badeorten, wie Benares und anderen, drängen sich Büsser und Gläubige, Kranke und Sterbende zu dem Wasser des heiligen Ganges-Flusses. Der Hindu verbrennt seine Toten und versenkt deren Reste nach vier Tagen im Wasser.

Man begegnet an der Westküste Vorderindiens noch den Spuren einer anderen kleineren Einwanderung, nämlich der Parsen, die im Jahre 717 unserer Zeit Persien verließen, weil sie sich nicht zum Mohammedanismus bekehren lassen wollten. Diese feueranbetenden Iranier finden wir besonders in und um Bombay zumeist als Kaufleute von großen Fähigkeiten. Meist tragen sie hohe Hüte. Sie pflegen ihre Toten auf eine besonders eigene Art zu bestatten. Auf hohen Hügeln liegen die mauerumgebenen Dakhma oder „Türme des Schweigens“, auf deren Mauern die Geier hocken. In solchem Dakhma wird der Tote aufgebahrt; auf seinen Körper stürzen sich dann die hungrigen Vögel. Die übrigbleibenden Gebeine werden in den Brunnen der Türme beigesetzt. Das scheint uns wieder sehr merkwürdig, und mancher Leser wird den Kopf schütteln. Zu Unrecht, denn die Parsen wissen, daß ihrem Glauben gemäß damit „weder Erde noch Feuer“ den Toten verunreinigt haben. Übrigens übernehmen die Geier ebenso wie die herumstreunenden Hunde in vielen Städten des Orients die Rolle einer Gesundheitspolizei, indem sie verwesende Fleischteile beseitigen.

Die Fakire sind eine Art religiöser Bettler oder Asketen (Büsser). Es gibt auch brahmanische Asketen, die den nackten Körper mit Asche beschmieren oder sich auf ein mit Nägeln bespicktes Brett legen oder immer auf einem Bein stehen oder sich für bestimmte Zeit lebendig begraben lassen und was dergleichen ungewöhnliche Dinge mehr sind, für die uns einfach das Verständnis abgeht. Das indische Klima



wirkt in vielen Gegenden körperlich erschlaffend, und das mag der Grund sein, weshalb der Inder auch tatenlos seine Tage verbringen kann. Aber die dunklen Grübeleien, denen sich der Inder hingeben kann, die unendliche Geduld, mit der er beispielsweise tagelang auf einen Zug warten kann, die Fähigkeit zur Abtötung aller Begierden — das alles liegt tief in der Weltanschauung des Hindu begründet, einer Weltanschauung, die lehrt, daß Kummer und Schmerz den Inhalt des Daseins bilden, an das der Mensch hier auf der Erde gebunden ist.

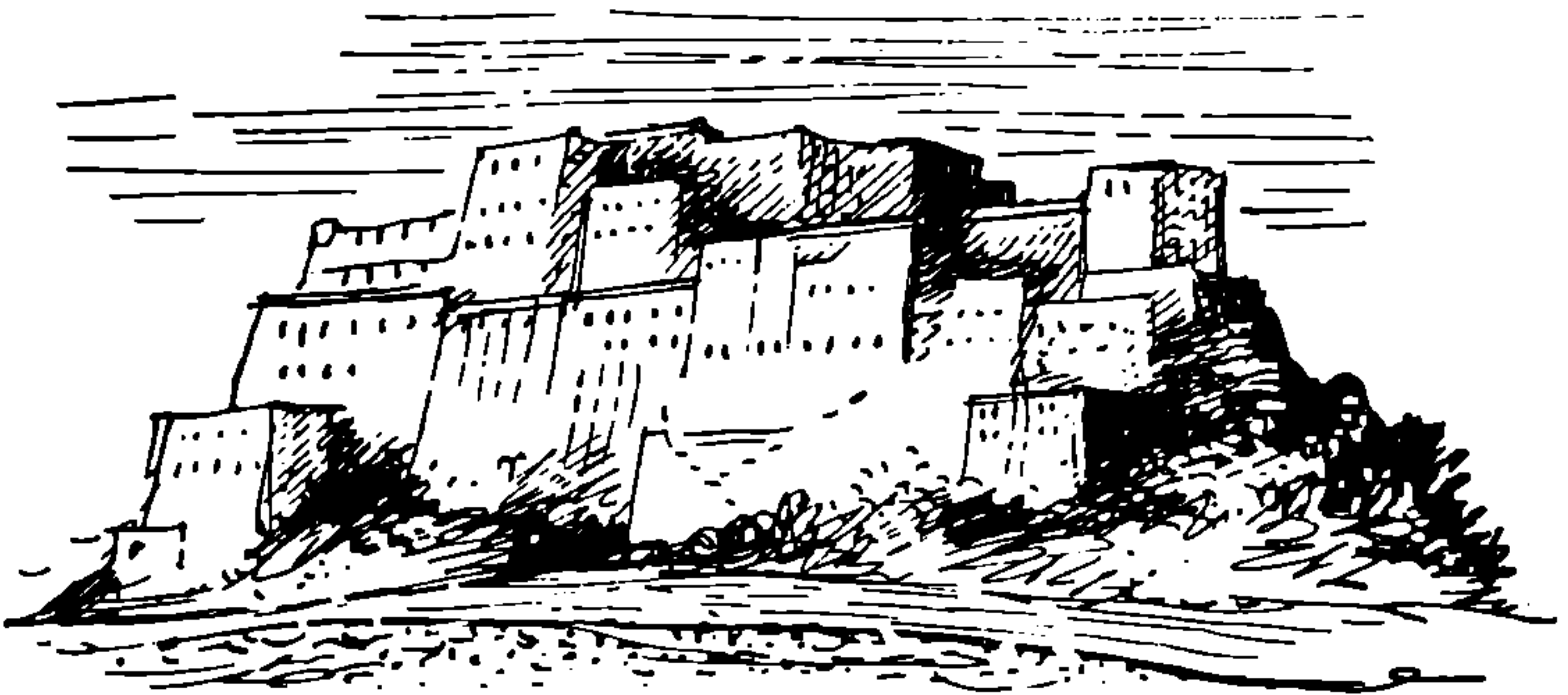
Als jüngste Bevölkerungsschicht sind dann mohammedanische Stämme von Westasien her nach Indien gekommen, aber ihr kultureller Einfluß war, von einigen wenigen Beeinflussungen der Kunst und nordindischer Sprachen abgesehen, nur gering. Auf politischem Gebiet hingegen haben sich diese Gegensätze oft stark bemerkbar gemacht und nun auch zur Neugliederung des Landes geführt. Aus der ehemaligen englischen Kronkolonie wurden die selbständigen Staaten Hindustan und Pakistan. Indien ist zu einem Faktor der Weltpolitik geworden; die sozialen Gegensätze bedürfen aber dringend der Neuordnung.

DER TIBETER

Es war vor rund dreißig Jahren, daß ich in Leipzig die Begegnung mit etwa acht tibetischen Lama hatte. Die Lama sind Mönche aus Tibet, jenem Hochlande Asiens, dessen hartes Klima einen herben, aber im allgemeinen nicht unfreundlichen Menschenschlag mit oft sehr großer Energie und viel Intelligenz herangebildet hat. Das tibetische Wort bla-ma bedeutet „der Obere“. Als ich diese tibetischen Mönche zum Leipziger Völkerschlachtdenkmal führte, waren sie wohl von dem hohen Bau beeindruckt, aber nicht zu bewegen, die Innenräume zu betreten. Die Männer, die aus Anlaß der Filmaufführung eines Tibet-Filmes nach Leipzig gekommen waren, hielten diesen Bau für einen unserer Tempel, den sie aus Angst vor bösen Geistern nicht betreten wollten. Mit einer gewissen Scheu wandten sie sich ab, und der englisch sprechende Dolmetscher sagte mir, sie wollten lieber diese Stätte wieder verlassen.

In diesem Land, dessen mittlere Höhe über dem Meeresspiegel 4500 Meter beträgt, leben rund 3 Millionen Menschen, von denen vielleicht 20 vom Hundert Mönche oder Priester sind. Die Religion des Lamaismus, eine besondere Abart des Buddhismus, hat diesem Land seinen Stempel aufgedrückt, und wer zur heiligen Hauptstadt Lhasa oder einem der auf hohen Felsen malerisch gelegenen großen Klöster wandert, der sieht an den Straßen riesige Steinhäufen, die fromme Pilger im Laufe der Jahrzehnte, ja Jahrhunderte als Zeichen ihrer Gläubigkeit dort aufgerichtet haben. Tibet war lange Zeit ein Land voller Geheimnisse, und Lhasa galt als „verbotene Stadt“. Erst in neuerer Zeit hat sich das geändert, und die politischen Ereignisse der letzten Jahre werden Tibet eine andere Entwicklung geben.

Die eingewohnte Bevölkerung besteht aus Mongolen, die zunächst als Nomaden durch die Flußtäler zogen. Die Mongolen, die „gelbe“ Rasse nach einem Gelbfaktor der auch mit braunem Pigment versehenen Haut, sind im allgemeinen körperlich kleine Menschen; vor allem sind die Gliedmaßen kurz. Das mongolische Kernvolk stellen die Chinesen dar. Der Kopf ist verhältnismäßig groß. Die Nase wird nach unten breiter. Die Augäpfel, die bei uns zurückgelagert sind, sind etwas nach vorn verschoben, weshalb der Sehnerv der



Mongolen etwa zwei Millimeter länger ist als der unsere. Im Auge spielt die sogenannte Mongolenfalte eine Rolle. Das obere Lid ist nach der Nase zu noch so weit nach unten gezogen, daß es nicht nur den inneren Augenwinkel überdeckt, sondern auch das untere Lid noch überschneidet. Daher kommt der Eindruck der schiefen Augen. Aber die „engen Schlitzaugen“ stehen in Wirklichkeit gar nicht schief; das Auge der Mongolen steht genau so gerade wie das eure. Die Haarfarbe der Mongolen ist schwarz, das Haar selbst gerade und straff.

Mancherlei an Sitten und Gebräuchen sowie kulturellen Eigenheiten hatten die Tibeter von China angenommen; auch ihre Sprache ist der chinesischen verwandt. Neben armen

Schichten im Volke gibt es auch einzelne sehr begüterte Tibeter. Außerdem bestehen zwischen Nord- und Südtibet wie im Klima so auch in der Bevölkerung Unterschiede. Im allgemeinen ist die Tracht der Tibeter nicht unkleidsam; sie tragen einen langen Ärmelrock aus selbstgewebten Stoffen, den sie im Winter mit einem aus Schaffellen vertauschen. Noch vor einem halben Jahrhundert kannten die Tibeter keine Hosen, jetzt tragen sie in Nordtibet chinesische lange Baumwollhosen, deren Enden in wollenen oder ledernen Stiefeln mit Leder-
sohle stecken. Im Süden, wo man hauptsächlich Landbevölkerung antrifft, trägt man Hosen aus Stoffen, die aus Indien bezogen wurden. Mützen aus Schaf- und Fuchsfell schmücken den Kopf, die Frauen, die zuweilen für unseren Geschmack ganz gefällig aussehen, haben lange Röcke an wie die Männer und flechten ihr schwarzes Haar in die 108 vorgeschriebenen Zöpfchen. Das können sich die ärmeren allerdings nur einmal im Jahr leisten, und da könnt ihr euch leicht sagen, daß das für die Sauberkeit bedenklich ist. Über alles aber lieben die tibetischen Frauen und Mädchen den Schmuck; Arm- und Ohrringe, Halsbänder bestehen aus Gold und Edelsteinen. Der tibetische Nomade schmiert sich Haar und Gesicht gern mit ranziger Butter ein — auch das ist kein rechter Genuß für fremde Nasen. Aber es hat seinen Grund, denn in der großen winterlichen Trockenheit springen die Haut des Gesichts und der Hände und die Lippen auf, alles blutet und die Nägel brechen ab. Man muß sogar die Türen und Pfosten der Gebäude mit Filz umwickeln, damit sie nicht reißen.

Und was gibt's zu essen? Die Masse der Bevölkerung bevorzugt Tsamba, das ist ein Mehl aus gebrannten Gerstenkörnern, das in den Tee getan wird. Butter und Salz werden hinzugeschüttet, und alles wird fein umgerührt. Geschätzt sind aber auch Tschuru, getrockneter Quark, und verschiedene Gemüse. Der Tee ist in Ziegelform gepreßt und bildet zugleich ein Zahlungsmittel. Das ist an sich nichts Merk-

würdiges, denn Nahrungs- und Genußmittel, die sich, ohne zu verderben, aufbewahren lassen, sind vielfach zugleich Geld — in Island waren es getrocknete Fische, im Somalland Datteln, im alten Mexiko Kakaobohnen, die für den Genuß nicht geeignet waren —, und viele andere Dinge sind so in Gebrauch gewesen.

Die Wohnung ist je nach der Beschäftigung der Tibeter verschieden. Die viehzüchtenden Nomaden im Norden des Landes bewohnen Zelte, die, im Gegensatz zu anderen mongolischen Zeltformen, viereckig sind. Der Stoff für diese großen, schwarzen Behausungen wird aus dem Haar des Yaks gewebt. Die sesshaften Tibeter bewohnen aus Steinen gebaute Häuser, die allerdings im allgemeinen nach unseren Begriffen wenig behaglich sind. Nur in geringerer Zahl gibt es besser gebaute Häuser. An Haustieren werden Schafe, Yaks, Esel und kleine Pferde gehalten. Sehr bekannt und begehrt ist die Wolle der südwesttibetischen Ziegen, aus der die Kaschmirschals gewebt werden. Während in Südtibet der Ackerbau häufiger ist, ist er in Nordtibet nur vereinzelt möglich. Das wichtigste Ackergerät sind hölzerne Pflüge, die von zwei Yaks gezogen werden.

Die Formen der Familie sind zum Teil eigenartig. Es kommt Polygamie, „Vielweiberei“ vor, das sind Ehen, in denen ein Mann mehrere Frauen hat, und in den ärmsten Familien auch Polyandrie, Vielmännerei, das sind Ehen, in denen eine Frau mehrere Männer hat. So heiratet die Frau beispielsweise zuweilen alle Brüder ihres Mannes mit. Hierin zeigen sich Reste alter Überlieferungen, die mehr und mehr verschwinden. In der Familie, wie diese auch geartet sein mag, nimmt die Frau eine sehr hohe Stellung ein. Man wünscht sich zur Erhaltung der Familie eine möglichst große Nachkommenschaft. Das liegt zum Teil auch darin begründet, daß bei der mangelnden Hygiene des in dieser Beziehung noch unentwickelten Volkes die Säuglingssterblichkeit sehr hoch ist.

Besonders eigenartig, aber auch für das gesamte Leben bedeutsam sind, wie ich gleich zu Beginn sagte, die religiösen Verhältnisse des Landes. Der Lamaismus hat das Land völlig durchdrungen. Das war nicht immer so. Auch im Buddhismus — der Stifter des Buddhismus, Gautama Buddha, lebte zwischen 560 und 480 vor unserer Zeit — fühlt sich der abergläubische Tibeter von einer Unmenge von Naturgeistern umgeben. Das ist eine Form der Religion, der man allgemein den Namen Animismus gegeben hat, vom lateinischen anima = Seele. Die vorbuddhistische Religion der Tibeter heißt Bon. Da leben Geister in den Winden, in den Bergen, in den Flüssen, in den Bäumen, Geister, mit denen man sich auf guten Fuß stellen muß, weil sie den Menschen Krankheiten und Gefahren schicken können. Man muß die Geister besänftigen, muß ihnen Opfer bringen oder sie durch Tänze erfreuen. Solche Tänze mit Dämonen- und Skelettmasken — eine abgeschwächte Erinnerung an uralte Menschenopfer — sind heute noch üblich. Sie blieben erhalten, als 632 unserer Zeit der Buddhismus nach Tibet kam, und hundert Jahre später Padmasambhava, „Der aus dem Lotos Geborene“, aus einer Verbindung von Buddhismus und altem Naturgeister- und Zauberglauben den Lamaismus schuf, dessen Priester rote Kleider trugen. Heute gibt es zwei Sekten, die Rot- und die Gelbmützen. Die eigenartige Weltflucht dieser Religion hat es verhindert, daß die Tibeter ihre Lebensformen freier entwickelten und verbesserten.

Es gibt wenig religiöse Schauspiele auf der Welt, die so erregend sind wie die tibetischen Pantomimen. Die Masken, in denen Dämonen und Götter dargestellt sind, haben oft ein so furchterregendes Aussehen, daß die ängstlichen und abergläubischen Tibeter scheu und mit Herzklopfen den Atem anhalten und nur noch mehr Achtung vor den Lama haben, die gegen solche bösen Geister angehen können. Die Lama sind seit der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts die herrschende Gesellschaftsschicht. Es gibt heute in Tibet unge-

fähr 3000 Klöster, die das Land im Laufe der Zeit immer wieder ausgebeutet und deshalb auch mehrfach revolutionäre Bewegungen ausgelöst haben. Rund 300 000 Mönche mögen in diesen Klöstern leben. Fromme Pilger drehen auf ihren Wallfahrten zu den Klöstern unablässig Gebetsmühlen und Gebetszylinder, auf deren Papierstreifen das berühmte sechssilbige Gebet „Om mani padme hum“ = „Oh du Lotos mit dem Kleinod!“ gedruckt ist. Diese Geräte sollen eine möglichst häufige Wiederholung des Gebets ermöglichen. Die Obersten bei den Lama oder Großlama gelten als Wiedergeburt Buddhas. Der eine ist der Dalai Lama, der zweite ist der „Pan-tschen-rin-po-tsche“ = „Juwel des großen Gelehrten“. Wer sich das nicht merken kann, nenne ihn Taschi Lama oder Pantschen Lama. Der Dalai Lama sitzt im Kloster Potala zu Lhasa, der andere im Kloster Taschi-Lumpo. Der Potala, der Palast des Dalai Lama, hat vergoldete Dächer, ein sehr malerischer Anblick. Die Stadt selbst allerdings hat enge und winklige Straßen, die Häuser sehen vielfach liederlich aus. In ihr wohnen 20 000 Menschen ständig; dazu gesellen sich aber immer Tausende von Pilgern.

Die religiösen Pantomimen, die der Tibeter tscham nennt, enthalten Tänze, die nicht ohne komische Szenen sind. Beliebte sind dabei Tiermasken. Musik wird in Tibet sehr geschätzt. Die Lama, von denen ich eingangs sprach, hatten einige ihrer großen Tempelposaunen mitgebracht, die bis vier Meter lang sind. Ihr könnt euch denken, welche Donner-töne aus den riesigen Röhren hervorquollen! Außer diesen kupfernen Posaunen gibt es auch Trompeten und Hörner und vor allem Schlaginstrumente, wie große Handpauken an Stielen, die mit fragezeichenförmig gestalteten Schlägern bedient werden, Handtrommeln, Pauken und Tschinellen. Die Tänzer zeigen malerische Kostüme. Man sieht da sehr kostbare bunte Gewänder mit Schmetterlingsärmeln. Andere Tänzer wieder tragen Raupenhelme wie früher die französischen Dragoner. Bei einzelnen Tänzen legen sich die Tän-

zer unter sonderbaren Gliederverrenkungen seitlich auf den Boden und fuchteln mit den Händen in der Luft herum, ein grotesker Anblick, der sich den Tibetern wie auch den Fremden unauslöschlich einprägt . . .

Eigenartig und zauberhaft wie die Landschaft bleiben trotz allen neuen Strömungen auch die Menschen. „Pöd yul“ und „Pöpas“, so nennen die Tibeter ihr Land und sich selber; den Namen Tibet kennen sie nicht.

Auch in diesem Land vollziehen sich in unserer Zeit bedeutende gesellschaftliche Umwälzungen, die dem Volk der Tibeter manche Vorteile bringen werden.

DER CHINESE

Der lockende Duft des Tees, den wir aus dünnwandigen Tassen trinken, weil er aus ihnen besonders köstlich schmeckt, schwebt im Zimmer. Er stammt aus der riesigen Volksrepublik China, wo er hauptsächlich in den mittleren und südöstlichen Bergländern angebaut wird. Zwar ist er dort nicht heimisch und längst nicht so alt wie die mannigfaltige und hochstehende Kultur dieses „Landes der Mitte“, dessen Geschichte man durch bald fünftausend Jahre zurückverfolgen kann und das ein Viertel der gesamten Menschheit stellt.

Einer der ersten Europäer, der von China und den Chinesen erzählte, war der Venetianer Marco Polo, der das Land Kitai, wie er es nannte, um das Jahr 1300 unserer Zeit bereiste. Er war ein guter Beobachter und hatte auch das Glück, das Vertrauen des Beherrschers dieses Landes zu genießen, so daß er sogar selbst drei Jahre lang Statthalter sein konnte. Seine Erlebnisse und seine Berichte erschienen den Zeitgenossen so unglaublich und lügenhaft, daß er sie noch auf dem Sterbebett widerrufen sollte.

Damals also war China schon ein auf höchster Kulturstufe stehendes Land. Die Chinesen sind, anthropologisch gesehen, Mongolen, deren wesentliche Merkmale wir bereits kennen lernten. Im Temperament erscheint uns der Mongole bedächtig und im allgemeinen ruhig. „Erscheint uns —“, das bedeutet, daß wir bei solchen Beurteilungen immer nur von uns selbst ausgehen und ausgehen können. Wer persönlich mit Chinesen oder Japanern befreundet ist, weiß, daß diese lebenswürdig sind und sich nicht „aufspielen“. Durchweg aber sind sie klug, und so ist es auch zu erklären, daß sich die Chinesen von einfachen Nomaden in vorgeschichtlicher Zeit zu hochstehenden Ackerbauern und zu einem Volk von höchsten

geistigen und kulturellen Qualitäten entwickeln konnten und nun, im industriellen Zeitalter, infolge ihres ausgesprochenen Gewerbefleißes und ihrer technischen Begabung mit an der Spitze aller Kulturvölker stehen. Frühzeitig sind Völker aus dem eurasiatischen Steppenraum nach China eingewandert. Ihnen folgten Stämme aus der Mongolei und schließlich im 17. Jahrhundert die Mandschu. Man kann sich leicht vorstellen, daß durch die Mischungen in China recht verschiedene Typen und Temperamente entstanden sind. Ist schon der Unterschied zwischen einem Nord- und einem Süddeutschen unverkennbar, um wieviel mehr erst der Unterschied zwischen einem Nord- und Südchinesen bei der gewaltigen Größe des chinesischen Reiches! Der geographische Gegensatz zwischen dem trockenen Norden und dem regen- und flußreichen Süden spiegelt sich in den Temperamenten wieder. Während der mongolenblütige Nordchinese größer und bedächtiger ist, ist der kleinere Südchinese lebhafter und zugleich verschmitzt. Er hegt damit ein Erbteil der Urbevölkerung, des „Volks der Drachenschiffe“. Auch die Dialekte der Sprache sind so unterschiedlich, daß sich die Bewohner verschiedener Provinzen nicht verstehen. Man hat eine Art Ausweg durch eine gemeinsame Verkehrssprache geschaffen — wie unser Hochdeutsch ja auch die Unterschiede der Dialekte überbrückt. Wenn ich euch nun sage, daß die chinesische Sprache sehr einfach ist, viel einfacher als etwa Deutsch, Französisch oder Russisch, dann werdet ihr mich zweifelnd ansehen. Natürlich ist das auch etwas übertrieben, aber was die Grammatik betrifft, so habe ich in gewissem Sinne recht. Die chinesische Sprache kennt nämlich fast nur einsilbige Wörter und macht gar keinen Unterschied zwischen Hauptwort und Zeitwort. Eine Deklination gibt es nicht, auch keine Konjugation. Ableitungsanhängsel kennt man auch nicht — ach, werdet ihr denken, das ist ja eine wunderbare Sprache, wenn jedes Wort unverändert bleibt und grammatische Formen nicht unterschieden werden. Aber dafür gibt es in dieser Sprache



Wein



Vogel



Vater



Leder

andere, für uns nicht gewohnte und schwerer erlernbare Dinge. Da ist zum Beispiel das, was man musikalische Tonakzente nennt. Das heißt, daß gleichlautende Wörter etwas anderes bedeuten, je nachdem, ob sie hoch, tief, mit steigendem oder fallendem Ton ausgesprochen werden. Obendrein kommt es darauf an, die Wörter im Satz entsprechend zu stellen, um ihren Sinn klar erkennen zu lassen. Wenn sich nun auch das moderne Chinesisch ein wenig abschleift, so erahnt ihr doch die Schwierigkeiten der Sprache, die noch sehr zunehmen, wenn ihr euch wirklich gut ausdrücken wollt. Der Chinese verfügt über einen guten Geschmack, und so verlangt er Wohlklang und Rhythmus seiner Sprache. Zu diesem Zweck wird er oft selbst zum Sprachschöpfer. Außerdem hält er streng das Gebot der Höflichkeit ein, das ihm oft eine ganz besondere Ausdrucksweise in sehr abweichender Form vorschreibt. Und dabei sind sehr sorgsam noch die verschiedenen Abstufungen zu beachten.

Und nun erst die Schrift! Ihr habt die so malerisch wirkenden Schriftzeichen, die von oben nach unten und als Zeichen von rechts nach links mit dem Tuschpinsel geschrieben werden, sicher schon gesehen. Wenn ihr 4—5000 davon beherrscht, könnt ihr Briefe oder Zeitungen vielleicht lesen, aber es gibt immerhin fast 50 000! Die Chinesen konnten schon vor viertausend Jahren schreiben, als sich in Europa noch keiner auf eine solche Kunst verstand, die Gedanken festzuhalten. Jedes dieser eigenartigen Schriftzeichen, die aus einer Bilderschrift hervorgegangen sind, stellt ein Wort dar. Proben der Schrift, vor der der Chinese große Achtung hat, schmücken, auf Seide gemalt, manches Heim.

Der Chinese ist ein überaus fleißiger Ackerbauer, der große Achtung vor der Saat hat und sie mit unendlicher Liebe pflegt. Neben angeborener Naturliebe kennzeichnet auch den einfachsten Chinesen die Ehrfurcht vor Kunst und Wissenschaft. Bis zum Jahre 1905 mußten die chinesischen Staatsbeamten schwere literarische Examina ablegen. Auch Sparsamkeit ist ein Zeichen des chinesischen Volkscharakters. Kenner Chinas schreiben das große Produktionsvermögen der chinesischen Landwirtschaft nicht nur der fast unglaublich großartig durchgeführten Bewässerung zu, sondern auch der Ausnutzung alles zur Düngung geeigneten Abfalls wie dem Pflichtbewußtsein der Bevölkerung, die auch schwerste Arbeit auf sich nimmt.

Für die Bewässerung sind künstliche Terrassenbauten errichtet worden, deren Röhrenleitungen zuweilen noch aus Bambus bestehen. Es wird vor allem Reis gebaut, die Volksnahrung Chinas, namentlich Südchinas. Während im Norden Rind und Pferd in der Hauptsache der Feldbestellung dienen, ist es im Süden der Wasserbüffel. Geerntet wird mit der Sichel, wobei die Bauern bis zu den Waden im Wasser stehen. Als Haustier wird das schwarze Schwein gehalten. Ein Haustier besonderer Art ist der Seidenspinner, dessen erfolgreiche Zucht seit weit über 2000 Jahren die hervorragende China-seide liefert. Die Fischer halten sich gelegentlich Kormorane, mit deren Hilfe sie Fische fangen. Hühner und Enten werden in großen Mengen gezüchtet.

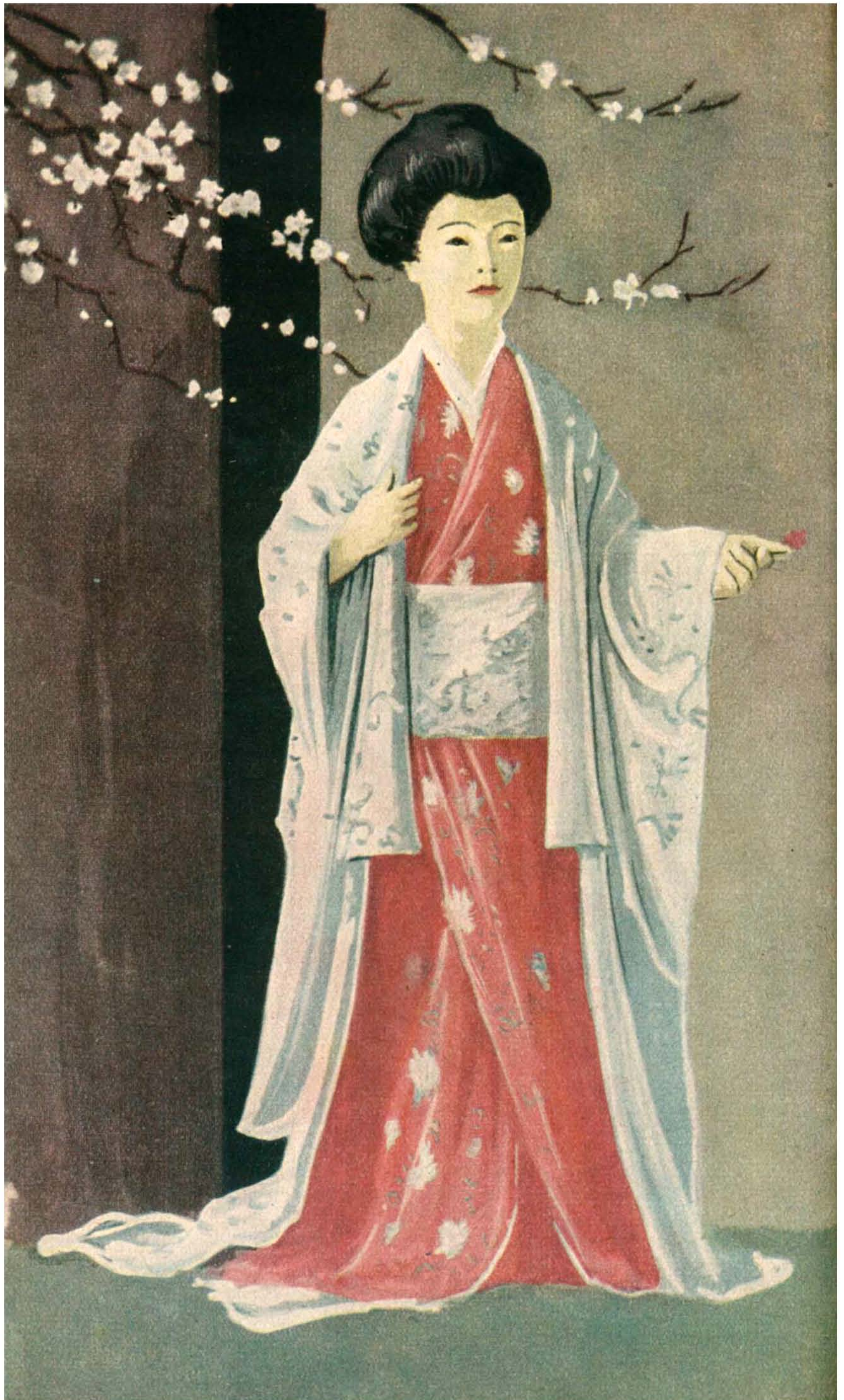
Reis ist die Hauptnahrung im Süden, Bohnen und Hirse sind es im Norden. Der Europäer denkt, wenn er von der chinesischen Küche hört, immer gleich an „faule Eier“. Das ist der größte Unsinn, den man sich denken kann. Die chinesische Küche ist unglaublich reichhaltig, und die bedeutendsten klassischen chinesischen Kochbücher, wie etwa das des Yüan Me, das der Chinese „Sui-yüan schi-pu“ oder die „Speiseliste des Gartens des Behagens“ nennt und das vor rund 200 Jahren entstand, sind von Schriftstellern und

Künstlern geschrieben. „Faule“ Eier — sagen wir denn: Käse ist stinkig gewordene Milch? Nein, die faulen Eier sind nämlich auch keine faulen, sondern konservierte, eingelegte Eier, so wie bei uns die Hausfrau Gurken einlegt. Der Chinese arbeitet auch in der Küche mit äußerster Hingabe. Für ihn ist auch die Kochkunst ein wirkliches Kunsthandwerk. Die chinesische Kleidung besteht für die Männer in baumwollenen Jacken und Hosen, sofern sie nicht in großen Städten schon mehr europäisiert ist. Im Winter sind die Jacken wattiert, aber viele Chinesen tragen auch Pelze. Bei festlichen Gelegenheiten zieht der reiche Chinese kostbar gestickte Kleider an, lange Obergewänder mit einer Art Weste. Als Kopfbedeckung ist der Strohhut beliebt, an dessen Stelle im Winter ein schwarzes Seiden- oder Filzkäppchen tritt. Der Bauer bevorzugt Strohsandalen und versteht es, einen Grasmantel als Regenschutz zu flechten, der keinen Tropfen Wasser durchläßt. Auf älteren Bildern seht ihr den männlichen Chinesen mit einem Zopf dargestellt. Diese seltsame Mode verlangten die eingewanderten Mandschu, die die Herrscherdynastien stellten, im Jahre 1644. Heute werdet ihr kaum noch einem männlichen Zopf in China begegnen. Die Frauenfrisuren sind sehr malerisch; wundervolle Kämme stecken oft im schwarzen Haar. Den Fächer tragen oft auch die Männer.

In der chinesischen Familie hält man eng zusammen. Gehorsam und Pietät gegenüber den Eltern ist der Kinder erste Pflicht. Der Vater ist auch für den verheirateten Sohn noch die höchste Autorität, während für die verheiratete Tochter der Schwiegervater an die Stelle des Vaters tritt. Die Frau ist dem Manne unterstellt. Die einzelnen Familien ehren wieder die Ahnen besonders, und Familien gleichen Namens schließen sich zu einer Sippongemeinschaft eng zusammen, die für ihre Mitglieder eintritt.

Chinesischer Reisbauer





Über die chinesische Kunst zu sprechen, dazu würde ein ganzes Bändchen nötig sein. Viertausendjährige Bronzegefäße stehen dem Alter nach an der Spitze. Die Duftigkeit und Zartheit der chinesischen Malerei, die sich vorwiegend der Tusche und der Wasserfarbe bedient, ist bekannt; namentlich zur Zeit der Tangdynastie (618 - 907 u. Z.) und der Sungdynastie (961 - 1280) sind besonders wertvolle Werke entstanden. Vielleicht vermißt ihr auf den alten chinesischen Bildern die Perspektive und wundert euch, daß nahe Gegenstände untenhin, weiter entfernte obenhin, aber gleichgroß, gesetzt werden, aber auch das dürft ihr nicht nur mit den Augen sehen, die eine andere Malkunst kennen, sondern ihr müßt versuchen, euch in die andere Zeit, die andere Welt hineinzusetzen. Schön zu schreiben wird in China als eine hohe Kunst angesehen und geachtet — gelt, da werdet ihr rot bis hinter die Ohren? Was nun gar die plastische Kunst angeht, die unzähligen Darstellungen buddhistischer Gottheiten und des Drachens, der in China das Sinnbild der Fruchtbarkeit sowohl wie des Himmels und der Nacht ist, so ist man erstaunt, nicht nur über die unendliche Vielfalt, sondern auch über die technische Fertigkeit in der Behandlung des Materials, sei es nun Holz, Stein oder Metall. Das chinesische Kunsthandwerk wird dank seiner vollendeten Erzeugnisse in der ganzen Welt geschätzt. Unser Blick fällt auf die schönen Teetassen mit dem chinesischen Blüten- und Rankenwerk und den zierlichen Figuren — sie haben wohl vermutlich China nicht gesehen und sind wahrscheinlich bloße europäische Nachahmungen oder aber eigens für den Export bestimmte chinesische Massenwaren. Aber bei Liebhabern und in Museen können wir echte Kannen, Tassen und Vasen bewundern, deren hohe Kunst noch heute ein Ruhmesblatt für das Land darstellt, in dem das Porzellan erfunden wurde. Die alte chinesische Töpferkunst hat her-

Japanerin im altjapanischen Kimono

vorragendes Steinzeug und kostbares Porzellan hervorgebracht, die bei den Kunstkennern in der ganzen Welt höchste Bewunderung genießen. Der Chinese selbst weiß seine Altertümer hoch zu schätzen. Er hängt an seiner nationalen Überlieferung, so wie er auch seine Ahnen verehrt.

Die Ahnenverehrung ist die Grundlage der chinesischen Volksreligion, so verschieden die Religionsformen selbst sind. Der Weise Kungfutse, gemeinhin Konfuzius genannt, gründete um 500 v. u. Z. eine Lehre, die auf Tugenden, wie Humanität, Gerechtigkeit, Verehrung der Eltern, Wahrheitsliebe usw., sich aufbaute. Dieser Konfuzianismus ist keine eigentliche Religion, sondern mehr ein philosophisches System. Ein anderer Religionsstifter war Laotse, der im 6. Jahrhundert den Taoismus begründete, nach dem Tao, dem höchsten von Laotse angenommenen Begriff, so genannt. Seine Lehre stellt im Gegensatz zu Kungfutse den Einzelmenschen in Beziehung zum Weltganzen. Tao ist die in allem kreisende ewige Lebenskraft. Daneben ist in China der Buddhismus weit verbreitet.

Die gewaltige Revolution, die die große Volksrepublik China in unseren Tagen erfaßt hat, ist nicht ohne Einfluß auf manche veralteten Sitten und Bräuche geblieben. Noch ist die neue Entwicklung im Fluß, aber daß sie dem weiten Gebiet noch nicht zu übersehenden Nutzen gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Art gebracht hat, das wißt ihr ja aus dem, was ihr sonst über China hört und lest.

DER JAPANER

„Bitte, besuchen Sie mich am Mittwoch abend“, hatte mein japanischer Lehrer gesagt, ein Professor der Kunstgeschichte an der Universität Tokio, der für drei Jahre nach Deutschland gekommen war. Er sollte mich in das Japanische einführen. Man sah ihm den Gelehrten an; er war, obwohl er jünger war als ich, weißhaarig und klein von Statur wie alle Japaner, deren Durchschnittsgröße etwa 160 Zentimeter betragen mag. Die Frauen werden etwa 145 Zentimeter groß. Als der Professor das sagte, machte er ein paar tiefe Verneigungen. Das ist die Art des japanischen Grußes; ein Händeschütteln gibt es eigentlich nicht. Aber der Japaner von heute gleicht sich den Sitten eines fremden Landes sehr gut an. Er hat auch in seiner ganzen Kultur sehr viel von der chinesischen aufgenommen, diese aber ganz für sich weitergebildet, so daß die japanische Kultur für sich ein geschlossenes Ganzes darstellt.

Die Herkunft der Japaner ist noch nicht sicher. Sie sind ein ausgesprochenes Mischvolk, wahrscheinlich hervorgegangen aus eingewanderten Tungusen mongolischer Rasse und aus den Ainu, einem altasiatischen Volk, das als Urbevölkerung im Norden des japanischen Insellandes saß, heute aber sehr zusammengeschrumpft und auf wenige Inseln Japans beschränkt ist. Weiter gehören auch indonesische, altchinesische und negritische — die Negritos sind die Ureinwohner auf den Philippinen — Bestandteile zu den Merkmalen der japanischen Rasse. Das Haar der Japaner ist schwarz und schlicht, und nur das Kopfhaar ist stark und dicht, wie das auch bei meinem früh ergrauten Professor der Fall war. Die Hautfarbe ist hellgelb, aber es gibt da Übergänge zu weiß und zu dunkelbraun. Der Kopf ist verhältnismäßig groß, die

Nase breit, die Lidspalte schräg. Die Hände sind schön geformt. Die Beine sind kurz.

Selbstverständlich nahm ich die Einladung des Professors an, um seine Höflichkeit zu erwidern, worauf bei den Japanern der größte Wert gelegt wird. Er wollte mit mir, so weit das in der Stadtwohnung hier möglich war, auf japanische Art essen. Infolgedessen gab es gedämpften Reis mit kleingeschnittenen Fleischstückchen, denn ich sollte ja auch mit Eßstäbchen essen. Das ist nun freilich nicht so einfach, wie ihr euch das vorstellt. Die schön aus Elfenbein oder Holz geschnitzten Stäbchen von der Länge etwa einer Gabel nimmt man beide in die rechte Hand und angelt sich mit ihnen aus den kleinen Porzellan- oder Lackschälchen die Bissen heraus. Ja, es ist schon eine Art Angeln, und wenn ihr glücklich ein paar Reiskörner erwischt habt, dann paßt nur gut auf, daß sie euch auf dem Wege zum Mund nicht wieder aus dieser seltsamen Zange der beiden Stäbchen herauskullern! Es ging aber ganz gut, nur ein wenig langsam, so daß der gute Professor mir schließlich die Stäbchen mit europäischen Bestecken vertauschte. Das ging besser, und er tat übrigens das Gleiche.

Die Hauptnahrung der Japaner neben Reis bilden Hirse, Gerste, Hülsenfrüchte und verschiedene Gemüse, darunter Pilze, an der Küste vor allem noch Fische, Krebse und Weichtiere. Japan hielt sich bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts streng von der Berührung mit anderen Völkern abgeschlossen, und so waren vor der näheren Bekanntschaft mit den Europäern Butter, Milch und Käse unbekannt. Auch Brot gab es noch nicht. Der Reis hat weniger Eigengeschmack als das Brot, und so kommt es, daß die reisessenden Völker der Erde, zu denen ja auch die Chinesen, die Inder und die Indonesier gehören, eine viel größere Menge von Gewürzen und Gewürzstoffen zu benutzen pflegen, als wir es gewohnt sind. Sehr viel verwendet zu Gemüse, Soßen oder dem sogenannten Bohnenkäse wird die Sojabohne. Auch Früchte sind

beliebt. Der bekannte japanische Kirschbaum, unter dessen blühenden Wipfeln das japanische Volk beim Kirschblütenfest den beginnenden Frühling zu feiern pflegt, trägt aber keine eßbaren Früchte, sondern nur Vogelkirschen. Doch Birnen und Orangen, grüne Feigen und mehrere Melonenarten finden sich in sehr wohlschmeckenden Sorten.

Als Getränk gab es beim Professor natürlich grünen Tee in henkelloser Schale, an der ich mir beinahe die Finger verbrannt hätte. Der Tee stammt, wie wir schon sahen, aus China; Zucker, Milch oder gar Rum kennt man in Japan nicht dazu. Da gibt es in Japan die sogenannte Tee-Zeremonie, das Cha-no-yu, das noch aus der Zeit der Denkübungen bestimmter Priester und Philosophen stammt, wobei der Tee die Müdigkeit bekämpfen sollte. Die großen Teemeister, die Chajin, die das gemeinsame Teetrinken leiteten, waren sehr angesehene Leute. Das Ganze spielte sich nach den Gesetzen der größten Einfachheit und doch zugleich Vollkommenheit, der größten Zweckmäßigkeit und Schönheit ab. Der durch den Alltag und seine Mühen erschöpfte und gestörte Mensch sollte hier das seelische Gleichgewicht wieder erlangen.

Ein besonderes Genußmittel in Japan ist der Sake, der Reisbranntwein, der angewärmt oder heiß aus flachen lackierten Holzschalen oder aus Porzellanschälchen getrunken wird. Wir saßen am europäischen Tisch; in den Großstädten Japans hat man sich auch an diesen gewöhnt; aber auf dem Lande und in echten japanischen Gaststätten wird ein niedriges viereckiges Tischchen vor jedem Gast aufgetragen, der selbst auf Kissen kauert.

Der Professor hatte einen seidenen Kimono an. Das ist ein meist handgenähter Kittel — wir würden ihn vielleicht „Schlafrock“ nennen — aus einem einzigen Stück, das durch einen Gürtel (obi) zusammengehalten wird. Haken und Knöpfe gibt es an der echt japanischen Kleidung nicht. Heute allerdings bevorzugt der Japaner außerhalb des

Hauses die europäische Kleidung. Wenn er daheim lieber den bequemen Kimono anlegt, so hängt das damit zusammen, daß die europäischen Hosen beim Hocken auf Kissen sehr unbequem sind. Die Kopfbedeckung des Mannes besteht heute im europäischen Hut.

Die Japanerin ist in der alten malerischen Tracht hutlos. Sie trägt gleichermaßen den Kimono, nur ist dieser länger als der des Mannes. Er ist auch bunter, und ein mehrfach um die Hüfte gewundener Gürtel endet auf dem Rücken in einer großen, steifen Schleife.

Die Frau nahm in der altjapanischen Gesellschaft eine übergeordnete Stellung ein; das vorherrschende Familiensystem war mütterrechtlich, wie die Völkerkundler sagen. Der Familiensitz war im Hause der Mutter. Das Mutterrecht, dem wir bei manchen Völkern begegnen, kommt uns seltsam vor. Weder die Frau noch die Kinder gehören zur Familie des Mannes, vielmehr bleibt jeder der Gatten bei seiner eigenen Sippe. Der Mann, der sogar seinen Kindern ein Fremder bleibt und sozusagen auch zu seiner Frau nur „zu Besuch“ kommt, ist in dieser Form der Gesellschaft mit seiner Frau nicht so eng verwandt wie etwa die Brüder der Frau. Danach ist auch das Erbrecht geregelt. Das Mutterrecht gibt es heute noch bei vielen exotischen Völkern, namentlich dort, wo der Geselligkeitstrieb zur Bildung von sogenannten Männergesellschaften geführt hat, die eigene Häuser bewohnen und sich zu Klubs und Geheimbünden entwickelt haben. Im heutigen Japan ist das natürlich anders. Als der Buddhismus und der Konfuzianismus an Einfluß gewannen, wurde der Mann das Familienoberhaupt. Die Frau zieht zum Mann und verliert etwa vom Jahre 1600 an alle bisherigen Vorrechte. Sie nimmt, namentlich in den oberen Volksschichten, eine völlig untergeordnete Stellung ein als Dienerin des Mannes, nur die handwerklich tätige Frau, etwa die Weberin, behält ihre besondere Stellung. Die japanische Familie wird von einem unbedingten Zusammengehörigkeitsgefühl be-

herrscht, der einzelne ordnet sich der Großfamilie unter. Die Familie darf nicht abreißen; der Japaner hat eine Scheu, ohne Stammhalter zu sterben. Daraus erklärt sich auch das stete Gedenken an die Ahnen, die in vielen Familien täglich durch ein Gebet geehrt werden.

Wenn wir von der japanischen Frau sprechen, dann fällt uns auch der Begriff der „Geisha“ ein. Geisha ist die Berufsbezeichnung derjenigen Frauen, die sich Musik und Tanz zum Lebensberuf erwählt haben. Man könnte das Wort Geisha am besten mit „Künstlerin“ übersetzen. Die Geishas hüten im gewissen Sinne beruflich die altjapanische Kultur. Auch in der Kleidung bewahren sie die alte Überlieferung. Sie tragen bei festlichen Gelegenheiten kostbare Seidengewänder mit buntgemustertem Rocksaum. Es gibt Geishaschulen, in denen die Geishas außer in Musik und Tanz auch in Literatur und Kunst unterrichtet werden und die Kunst der Unterhaltung erlernen. Die großen Teehäuser stellen die Geishas, die oft über eine gute Wissensgrundlage und großes Können auf dem Gebiet der Musik und des Tanzes verfügen, zur Unterhaltung der Gäste an, eine Einrichtung, die schon seit Jahrhunderten in Japan bekannt ist. Diese Frauen verstehen sich beispielsweise auch auf die Kunst des Lautenspiels. Sie spielen etwa die Shamisen, ein volkstümliches dreisaitiges Zupfinstrument, das im 16. Jahrhundert aus China nach Japan kam, oder die Biwa, eine Art Laute, mit vier Saiten und einem kürbisförmigen Resonanzboden, oder auch das am weitesten verbreitete Musikinstrument, das Koto mit 13 festgezwirnten Saiten, die über einen langen, hölzernen Resonanzboden gespannt sind. Man zupft sie mit Hilfe von drei elfenbeinernen „Fingernägeln“, einer Art Fingerhüte (tsume) am Daumen, Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand.

Die Frauenfrisur besteht heute meist in einem einfachen Nackenknoten, aber auch moderne europäische Haartrachten haben Eingang gefunden. Die Geisha allerdings trägt noch

die alte Frisur, die sehr kunstvoll gehalten ist. Sie bedingt aber, daß die Geisha des Nachts auf einer Nackenstütze schlafen muß, um das Haar nicht in Unordnung zu bringen. Ein wenig unbequem, werdet ihr denken! Natürlich, die moderne Dauerwelle macht es euch leichter. Solche Nackenstützen gibt es aber auch bei verschiedenen afrikanischen Negervölkern, deren weibliche Angehörige genau die gleiche Freude an einer hübschen Haarfrisur haben wie ihr. Die vornehmen Frauen im alten Japan liebten es überdies, Gesicht und Hals mit einer Art Schminke aus Bleiweiß und Stärke „zu weißen“. Wenn ich mich dem Professor gegenüber hätte echt japanisch benehmen wollen, dann hätte ich draußen vor der Tür seiner Wohnung meine Schuhe ausziehen müssen. Aber schließlich würde das bei uns etwas komisch wirken, und natürlich tut das auch der Japaner in Europa nicht. Zu Hause ist es ihm selbstverständlich.

Das japanische Haus ist auf dem Lande meist ein einfacher, viereckiger Holzbau zu ebener Erde, dessen Dach über die Hausfläche hervorgezogen ist, so daß sich eine Art Veranda bildet. Meist hat es nur ein Geschos. Die Wände im Innern des Hauses laufen zwischen Balken, lassen sich verschieben und sind ein, zwei, drei oder mehr tatami groß. Die tatami sind Binsenmatten, die gewöhnlich 90 mal 180 Zentimeter groß und etwa 5 Zentimeter dick sind. Bei Mietzimmern richtet sich auch der Mietpreis nach der Mattenzahl. Es ist ganz klar, daß man nicht mit schmutzigen Schuhen auf diesen Matten herumlaufen kann, denn man sitzt und schläft auf diesem Bodenbelag. Man legt einen futon, eine Art wattierter Matratze, die tagsüber in einem Wandschrank aufbewahrt wird, auf die Erde und legt sich darauf. Die Decke ist niedrig, da man meistens hockt oder sitzt. Viel Einrichtungsgegenstände kennt man nicht; außer eingebauten Schränken, kleinen tragbaren Tischchen, Stehspiegeln und einem Rollbild sowie einer besonderen Schmucknische (toko-na-ma) in größeren Zimmern gibt es nichts. Dennoch

wirken diese Räume durch die Verwendung besonderer Hölzer mit schönen Maserungen meist sehr geschmackvoll, denn alles ist sehr sauber. Reinlichkeit gehört ohnehin zu den großen Tugenden der Japaner. Die Bauernhäuser haben eine Zweiteilung; der eine Teil ist zu ebener Erde, mit einem lehmgestampften Fußboden ausgestattet. Hier nimmt der vom Feld heimkehrende Bauer seine Zwischenmahlzeiten ein, ohne daß er die Schuhe auszuziehen braucht. Der eigentliche Wohnraum liegt etwa 60 Zentimeter höher und ist so eingerichtet, wie wir eben hörten. Auch beim Besuch eines japanischen Gasthauses hat man sich der Schuhe zu entledigen und benutzt bereitgestellte Pantoffeln. Die mit Matten ausgelegten Zimmer betritt man jedoch in Strümpfen.

Die japanischen Häuser nehmen, von den modernen Büro- und Geschäftshäusern in den Großstädten abgesehen, in ihrer Bauart Rücksicht auf die zahlreichen Erdbeben im Lande. Die Inseln sind sehr vulkanreich, und auch der Fuji-san, der heilige Berg der Japaner, der in unzähligen japanischen Bildern dargestellt und in Hunderten von Gedichten besungen worden ist, ist ein erloschener Vulkan. Zur Heizung der Zimmer dient der hibachi, das Holzkohlenbecken, das freilich in kalten Wintern einen guten europäischen Ofen nicht ersetzen kann.

Um die Mitte des 4. Jahrhunderts u. Z. hat Japan von China die Seidenraupenzucht übernommen. Die Viehzucht spielt keine besondere Rolle. Wohl aber ist die Fischerei bedeutend. Auch auf kulturellem Gebiet verdanken die Japaner dem chinesischen Nachbarvolk ungeheuer viel. Niemals aber hat sich der Japaner wahllos etwas angeeignet. Wohl lernte er die chinesische Schrift in ihren Anfängen schon im dritten Jahrhundert kennen, aber erst das Studium buddhistischer Schriften führte dazu, sie sich wahrscheinlich über die Koreaner im 5. Jahrhundert anzueignen. Der Japaner hatte die Wahl, die chinesische Schrift als Wortschrift — wir hörten schon früher, daß jedes chinesische Zeichen ein Wort be-

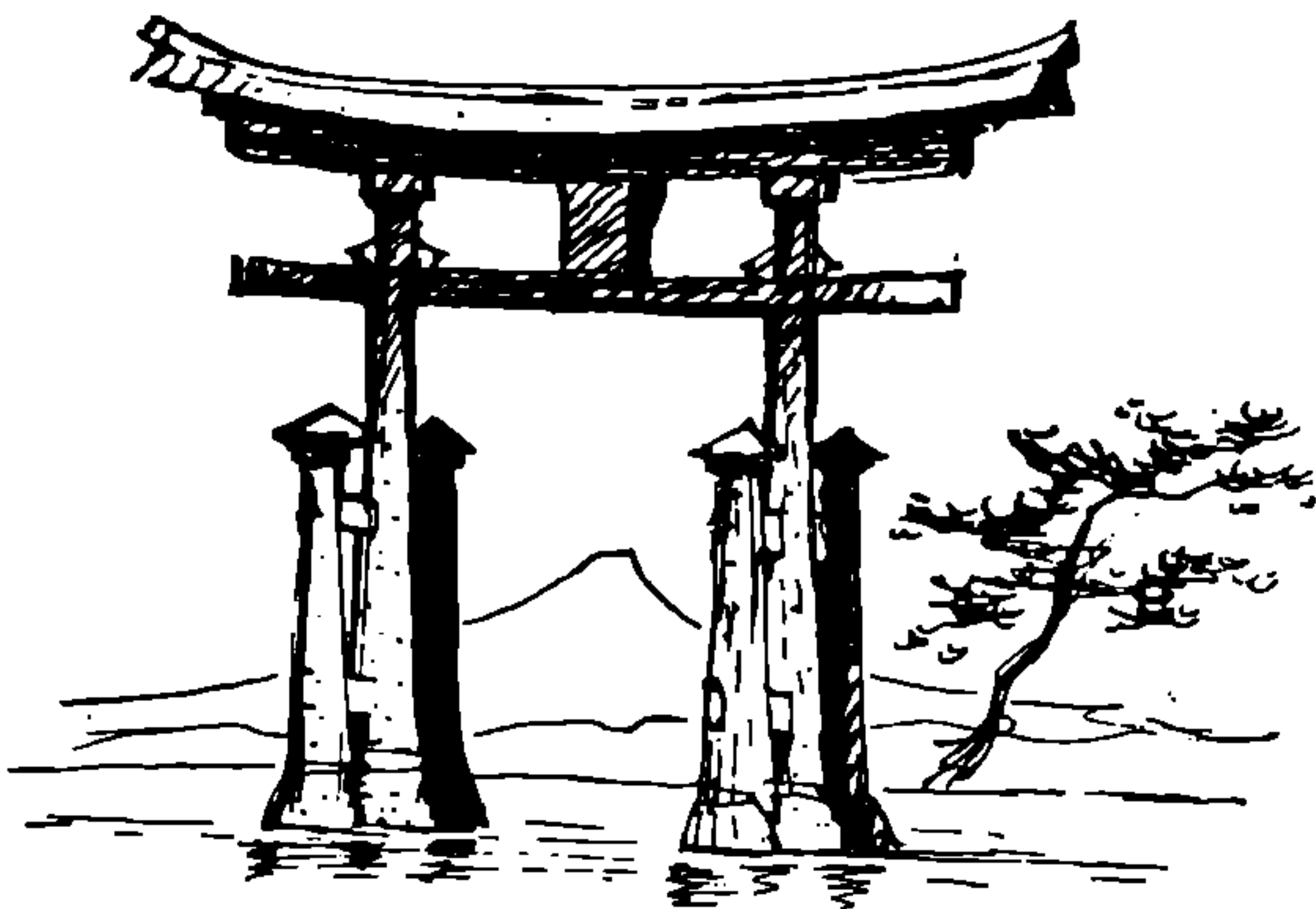
zeichnet —, nicht als Lautschrift, zu übernehmen und damit gleichzeitig die eigene Sprache einfach fallen zu lassen und dafür fortan chinesisch zu sprechen oder aber die chinesische Schrift seiner eigenen Sprache dienstbar zu machen. Man hat lange darüber nachgedacht und schließlich den zweiten Weg gewählt. Der Japaner bildete die chinesische Schrift in eine seiner eigenen Sprache angepaßte Silbenschrift um, die es aber ermöglichte, daneben auch die chinesische Wortschrift beizubehalten. Das ist ein wunderbares Experiment gewesen, das dem japanischen Volk seine Sprache erhalten hat. Die chinesische Schrift war nämlich für die japanische Sprache deswegen so ungeeignet, weil das Japanische mehrsilbige Wörter hat; das Chinesische, wie wir sahen, aber nur einsilbige. Natürlich ist das nun keine so einfache Sache gewesen, und mein armer Professor hat oft den Kopf geschüttelt, wenn ich das nicht so schnell begriff.

Die japanische Sprache ähnelt den sogenannten uralaltaischen Sprachen, wie sie im Norden Asiens gesprochen werden. Jedes Wort wird durch das nachfolgende regiert. Die japanische Umgangssprache ist gar nicht schwierig. Wollen wir drei Minuten Japanisch sprechen? Zum Beispiel: „Watakushi wa anata no sakana wo tabe masho“. Das heißt, Ich werde deinen Fisch essen. Das „deinen“ ist der Fisch „des du“. In der Wortstellung heißt das wörtlich: „Ich (der) du (des) Fisch den essen werde“. Das klingt viel schlimmer als es ist. Mein Fisch ist der Fisch des Ich, sein Buch ist das Buch des Er. Die einzelnen Fälle werden durch Postpositionen (nachgesetzte Silben) gekennzeichnet: „no“ bezeichnet (neben vielem anderen) den zweiten Fall (Genetiv), „wo“ in unserem Beispiel den vierten Fall (Akkusativ). Das Hilfszeitwort „masu“ ist eine der vielen höflichen Formen der Umgangssprache. Es gibt keine Mehrzahl, es gibt kein Geschlecht der Hauptwörter — wollt ihr mehr wissen? Dann müßt ihr euch nun einen Sprachlehrer suchen!

Auch die handwerkliche Kunst, wie etwa die Lackkunst, die

Keramik, die Waffenschmiedekunst und anderes, stammt aus China, aber diese Künste haben sich in Japan zu voller Selbständigkeit entwickelt. Was wir am japanischen Kunsthandwerk, aber auch an der japanischen Malerei bewundern, das ist das innige Naturgefühl und die herrliche Farbgebung, in der der Japaner den Chinesen übertrifft. Ihr werdet allerdings japanische Bilder in Rahmen vermissen. Der Japaner nennt seine Bilder Kakemono, wenn sie an der Wand als Rollbilder hängen, die nur an den schmalen Enden Stäbe haben. Es gibt auch Makimono, das sind sehr lange schmale Streifen, die nur aufgerollt aufbewahrt werden.

In den völkerkundlichen Museen findet ihr oft altjapanische Ritterrüstungen, wie sie die Samurai trugen, die Angehörigen des japanischen Ritterstandes, der jahrhundertlang die Grundlage der ganzen japanischen Feudalverfassung bildete. Die ursprüngliche Religion der Japaner war, bevor sie den Buddhismus und den Konfuzianismus kennen lernten, der Shintoismus. Das Wort „Shinto“ bedeutet „Weg der Götter“. Man glaubte diese Götter in den Vorgängen der Natur, im Blitz, im Donner, im Regen, im Wind, in den Quellen und anderen Erscheinungen tätig zu sehen und verehrte sie



in sogenannten Schreinen. Das sind einfache hölzerne Tempel, vor denen Torii stehen, Torbögen aus zwei ein wenig gegeneinander geneigten Trägern und zwei Querbalken, die seitlich über diese Träger hinausragen.

Als der Abend vorgerückt war, bat ich den Professor zu singen, nicht Lieder in unserem Sinne, sondern Szenen aus uralten japanischen No-Spielen. Das sind ritterliche historische Bühnensingspiele, zu denen ein Orchester von zwei kleinen Handtrommeln, einer mit zwei Stöcken geschlagenen Trommel und einer Flöte spielt. Der musikalische Taktschlag bestimmt den Schritt und die Gesten der Schauspieler, die prächtige alte Kostüme und Masken tragen. Der Professor begann. Das war kein Singen, wie wir es kennen. Ihr müßt wissen, daß die japanische Musik unharmonisch ist und nur eine fünftönige Tonleiter kennt. Das war wie das Dröhnen einer verstimmten Posaune, das war zuweilen wie das Schreien einer kranken Katze, das war wie ein Gurgeln und Röhren, das war erregend und mißtönend und kam aus der verstecktesten Ecke der Kehle — und doch war es packend und jauchzend, ergreifend und seltsam unheimlich zugleich! Das nächtliche Haus hallte wider von dieser uralten Ballade. Es währte fast eine Stunde. Wir müssen immer wieder versuchen, mit rechtem Verstehen an alle diese uns fremdartig berührenden Äußerungen kulturellen Eigenlebens heranzukommen, und wir sollten nicht lächeln, auch wenn ein feierlicher Gesang für unsere Ohren zuweilen dem Jaulen eines verliebten Katers gleichen mag . . .

DER KURDE

In den rauhen und schwer zugänglichen Bergen Kurdistans zwischen dem armenischen Hochland, dem Zagrosgebirge, und dem Euphrat und der Sowjetrepublik Armenien leben die Kurden. Sie gelten wie die Perser, die Afghanen und die Belutschen als ein iranisches Volk. Das bedeutet, daß sie eine iranische Sprache sprechen. Der Name Iran, der auch für Persien gebraucht wird, ist eigentlich die Mehrzahl des Wortes Arja, und Arja wieder nannten sich die alten Perser und Inder, als sie am Anfang des ersten Jahrtausends vor der Zeitwende auftauchten und schließlich das Großreich der Achamaniden gründeten.

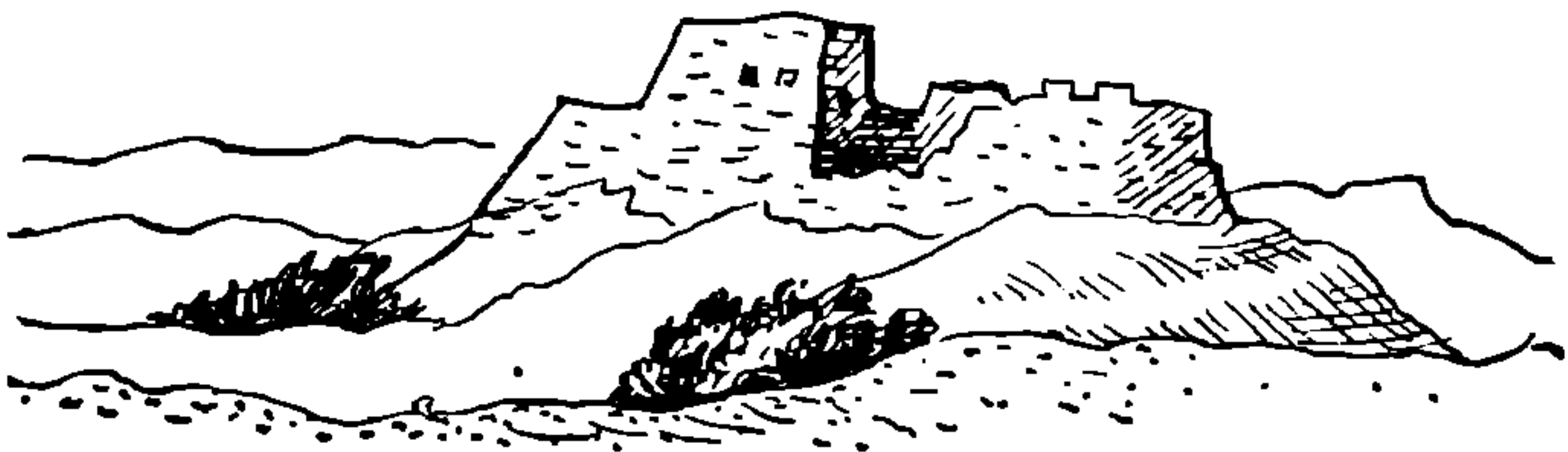
Die Kurden sprechen eine iranische Sprache, hörten wir. Das Iranische ist ein Zweig des großen indo-europäischen Sprachstamms; die kurdischen Dialekte ähneln besonders dem Neupersischen sehr. Aber so klar wie in der Sprache sieht man in der anthropologischen Herkunft der Kurden nicht. Es gibt so verschiedene Typen unter ihnen, daß sie von vornherein als Mischvolk kenntlich sind. Der griechische Geschichtsschreiber Xenophon erwähnt für die Wohngegend der Kurden die Bevölkerung der Karduchen. Wenn man auch mit Folgerungen aus dem Gleichklang von Namen sehr vorsichtig sein muß, so liegt es doch nahe, die Kurden mit ihnen in Zusammenhang zu bringen. Um 2000 vor unserer Zeit werden für die gleichen Gebiete sogar schon die Kardaka erwähnt, gegen die dann der assyrische König Tiglat-Pileser (764—727 v. u. Z.) zu Felde zog. Die Sache wird so sein, daß in späteren Jahrhunderten iranische Feudalherren in Kurdistan eindringen, das Land in Besitz nehmen, Burgen bauten und schließlich den Unterworfenen, eben den Kurden als der altvorderasiatischen Urbevölkerung, ihre Kultur und ihre sozialen Verhältnisse aufzwingen. Das

sind alles keine einfachen Probleme, und es gibt auf diesem Gebiet noch viel auszugraben, zu entdecken und zu erforschen. Aber es ist nicht allzu leicht, in diesem wilden Land ruhige Gelehrtenarbeit zu treiben. Denn die Kurden sind im ganzen ein kriegerisches, beinahe räuberisches Volk; wengleich der einzelne Kurde ein Muster aufrechter und ehrlicher Gesinnung ist, hat der Fremde erst einmal sein Vertrauen erworben.

Groß und stämmig steht der Kurde vor uns; seine Hautfarbe ist kaum von der unsrigen verschieden, das Haar ist braun, auch blond, die Augen sind grau oder blau — da ist kein allzu großer Unterschied zu uns. Soll ich euch mit Namen behelligen? Namen, wie sie etwa der Geschichtsschreiber Scharaf-ed-Din in seiner zu Ende des 16. Jahrhunderts geschriebenen „Kurdischen Geschichte“ nennt, der folgende vier Zweige der Kurden unterscheidet: die Kurmandsch, Kalhur, Guran und Lur. Das sind zugleich die Namen der hauptsächlichsten Dialekte. Man könnte noch mehr anführen, aber das braucht ihr jetzt wirklich nicht genauer zu wissen. Man nimmt an, daß die genannten Guran die allerälteste Urbevölkerung in sich aufgenommen haben. Im Äußeren jedenfalls gibt es in der Bevölkerung auch arabische und turkmenische Typen, die landschaftlich ebenfalls auseinander liegen.

Die Kleidung ist nicht ganz einheitlich. Aber im allgemeinen tragen die Männer weite, meist rote Hosen, einen langen Rock, den ein Gürtel zusammenhält, eine Jacke mit weiten Ärmeln, die oft mit goldenen Borten verziert ist, und eine oft kegelförmige Fell- oder Filzmütze, um die zuweilen noch ein Turbantuch geschlungen wird. Im Schalgürtel stecken Messer und Pistolen, so daß der einzelne Kurde einen sehr wehrhaften Eindruck macht. Im Grunde genommen tragen die Frauen das Gleiche, nur ist deren Tracht bunter und schmuckreicher. Auch der Kopfputz der Frauen ist farbiger; er besteht aus einer Art von Aufsätzen mit drapierten Tüchern.

Die Kurden setzen sich, wirtschaftlich gesehen, aus Nomaden, Halbnomaden und Ackerbauern zusammen. Die Viehhirten wechseln den Standort gern, die Ackerbauer sind natürlich sesshaft. Beide leben aber getrennt voneinander. Es ist interessant, daß die Nomaden die mächtigeren im Volke sind. In den letzten Jahrzehnten haben sich Städte gebildet, in denen auch Kaufleute und Handwerker leben. Aber beherrscht werden die kleinen Siedlungen oft von Burgen, in denen die Oberherren der Gegend sitzen. An der Spitze der kleinen Gemeinden steht ein Agha, ein Oberhaupt der dort ansässigen Familien. Die reichste Familie stellt gewöhnlich dieses Amt, das dann in der Familie erblich ist. Die Viehhirten leben in schwarzen Filzzelten, während der sesshafte Bauer eine Hütte aus rohen Steinen mit einem flachen Dach bewohnt. Als vornehmlichstes Haustier hält der Kurde das Schaf, aus dessen Wolle die Frauen nicht nur Filz und Kleidungsstoffe, sondern vor allem auch Teppiche weben. Im allgemeinen werden aber diese schönen Teppiche kaum ausgeführt, sondern nur für den eigenen Bedarf hergestellt. Die Frau nimmt, obwohl die Kurden meist dem Islam angehören — wir kommen noch darauf zurück —, eine geachtete Stellung ein als bei anderen benachbarten Völkern islamischen Bekenntnisses. Die Ehen werden in sehr jungen Jahren geschlossen. Ihre Grundlage ist der Brautkauf. Es wird euch nicht in den Kopf wollen, daß man sich eine Frau



kauft. Aber das gab es auch in Nordasien und gibt es noch bei den Arabern, bei den Malaien und sonst noch. Aber der Brautkauf ist oft nur ein Austausch von Geschenken, dem dann ein Austausch von Bräuten nachfolgt. Die Frau stellt da, wo ihre Arbeit hoch gewertet wird — bei den Kurden als Spinnerin und Weberin —, einen Besitz dar, den man sich erkaufen muß. Übrigens sind im Laufe der kurdischen Geschichte manche Heldentaten kurdischer Frauen bekannt und berühmt geworden. Doch haben die Kurden keine eigentliche Literatur, sondern nur eine an Sagen, Märchen und Tiergeschichten reiche Volksdichtung.

Die Kurden gehören zum größten Teil dem Islam an, der als eine der großen Weltreligionen im Jahre 632 von dem arabischen Propheten Mohammed (Ton auf der zweiten Silbe) gegründet wurde, wonach seine Anhänger auch Mohammedaner heißen. Islam ist ein arabisches Wort, das Mohammed im Sinne von „Ergebung in den Willen Gottes und seines Gesandten“ gebrauchte. Die Religion des Islam kennt einen einzigen Gott, Allah, und seinen Propheten Mohammed. Ein Besonderes dieser Religion ist der fatalistische (vom lateinischen *fatum* = Schicksal) Glaube, daß alle Schicksale und Handlungen der Menschen vorbestimmt und unabänderlich seien und daß gute und schlechte Handlungen nach dem Tode durch Paradies oder Hölle belohnt werden. Der Bibel etwa entspricht der Koran (arabisch = „Lesung“), der Mohammeds „Offenbarungen“ (= Meinungen) enthält. Dieses Religionsbuch ist in 114 Kapitel oder Suren eingeteilt, die seltsamerweise nach der Länge geordnet sind. Er ist abgefaßt in arabischer Sprache, die zu dem semitischen Sprachstamm gehört. Die arabische Schrift läuft von rechts nach links. Mohammed entlehnte manche christlichen und jüdischen Anschauungen und verband damit auch hygienische, gesundheitliche Vorschriften, wie das Waschen vor dem

Kurdischer Hirt





mehrfachen täglichen Beten. Die Anhänger waren verpflichtet, gegen die „Ungläubigen“ zu kämpfen, und verschafften dem Islam einen beispiellosen Erfolg in der ganzen Welt.

Die Religion der Kurden ist also im wesentlichen der Islam. Aber es gibt auch eine Anzahl besonderer Sekten religiöser Parteien, die zum Teil recht seltsame Anschauungen vertreten. Die Jesiden zum Beispiel gelten als Teufels- und Feueranbeter, die auch die Sonne verehren, kennen aber gleichzeitig Taufe und Abendmahl. Solche „Überschneidungen“ in den Bezirken der geistigen Kultur der Völker finden sich oft, und der Völkerkundler vermag daraus mancherlei über Herkunft, Vermischungen und Wanderungen von Völkern zu lesen.

Die Zahl der Kurden mag heute ungefähr zweieinhalb Millionen betragen. Alle hängen sie mit großer Liebe an ihrer Heimat.

Beduine vor seinem Zelt

DER BEDUINE

Wer einem echten Beduinen begegnet, einer hageren Erscheinung mit schmalem Kopf, mit scharf geschnittener Nase und von weißer bis brauner Farbe des Gesichts, der fühlt sich einem selbstbewußten, stolzen, geistig geweckten, aber auch mißtrauischen Menschen gegenüber. Beduine oder arabisch badwun, badawi heißt „Wüstenbewohner“, und die Wüste, die Sand- und die Steinwüste, aber auch die Wüstensteppe formte sich die Menschen, die in ihr leben wollten. Die Beduinen — das sind die Araber, deren Wiege in Arabien stand und die von dort allmählich gegen Norden vordrangen. Aber auch Syrien und Palästina, den Irak und Teile Nordafrikas bis nach Marokko hin durchziehen heute die Beduinen mit ihren Kamelherden. Die wirklichen Beduinen sind reine Nomaden und Kamelzüchter, die von Weideplatz zu Weideplatz ziehen, ihre Zelte aufschlagen und abbrechen, wie es ihnen paßt. Wie die Landschaft, in der er lebt, empfängt der Beduine in seinem giebeldachförmigen Zelt den willkommenen Gast und labt ihn mit Kamelmilch und Datteln, als hätte er das größte Gastmahl bereitet. Er teilt sein Essen, das auch bei Fleischkost mit den Händen genommen wird, mit dem Gast nach einem bestimmten Zeremoniell, und schließlich reicht ein Verwandter des Hausherrn einen würzigen Kaffee, den der Beduine ohne Zucker genießt. Die lebhaften, schwarzen Augen haben den Gast durchschaut, bevor dieser sich dessen bewußt ist. Wenn aber der Beduine Vertrauen zu dem Gast gefaßt hat, dann kann sich dieser auf ihn verlassen, ganz abgesehen davon, daß der Gast im Zelt des Arabers, ob er nun Freund oder Feind sei, die volle Gastfreundschaft genießt.

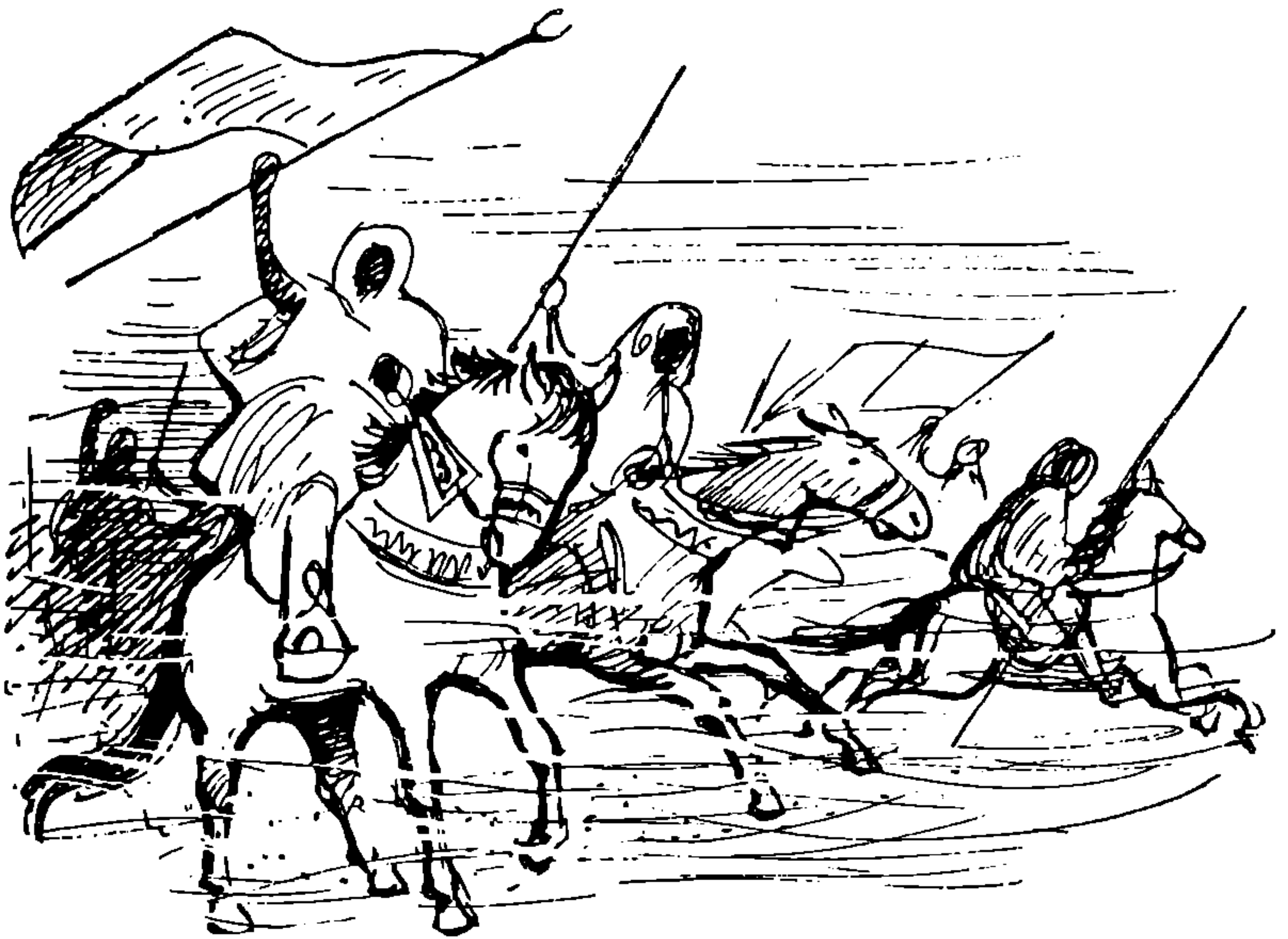
Am Rande der Wüste gibt es auch halbnomadische Beduinen, die Schafzucht, und, wo es möglich ist, auch bescheidenen

Ackerbau treiben. Das kann auch in der Form geschehen, daß man nur eine Ernte abwartet und dann weiterzieht, wie das besonders in Syrien und im Irak der Fall ist. Es gibt unter den Arabern auch sesshafte Bauern, die fallachuna, Fellachen (Bauern) genannt werden, die uns aber hier nicht beschäftigen sollen, weil sie den eigentlichen Beduinencharakter nicht mehr in voller Reinheit zeigen. So haben sie zum Beispiel kleine Hütten aus Lehmziegeln oder Steinen. Im Irak gibt es ganze Dörfer mit solchen Häusern, die die Form von Bienenkörben haben. Die Gliederung der Beduinen erfolgt nach Familien, die sich zu Stämmen zusammenschließen, an deren Spitze ein Schech (fälschlich Scheich, das zweite ch wie in ach zu sprechen) steht, dessen Würde sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Jeder Stamm besitzt ein besonderes Wappen oder Eigentumszeichen, das wasm, das den Kamelen, den Pferden oder Schafen aufgebrannt wird, und einen eigenen Schlachtruf. Wenn ein Oberschech gelegentlich Emir, Fürst, genannt wird, so entspricht das auch seiner Machtstellung. Sie sind oft die intelligentesten ihres Stammes, die sich auch den Fortschritten der Zivilisation nicht verschlossen haben. Heute gibt es manchen Schech, der im eigenen Auto seine Besuchsreisen durch seine Bezirke unternimmt; aber wenn sich heute durch weite Strecken Vorderasiens auch Automobilstraßen oder Eisenbahnlinien ziehen, so wird doch das von Beduinen geführte Kamel, das „Schiff der Wüste“, im Innern Arabiens wie in den Steppen des Irak weiter benötigt werden. Auch Flugzeuge werden das genügsame Haustier vorderhand noch nicht ersetzen.

Die Araber — das Wort Beduine wird von ihnen mehr als ein harmloser Spitzname empfunden — haben ihre Wanderungen besonders in der Zeit der ersten Eroberungen des Islam im 7. und 8. Jahrhundert ausgedehnt. Ihr Weg führte sie bis nach Nordspanien und Nordindien, wo wir noch heute arabische Kultureinflüsse namentlich in der Architektur finden. Die Araber gehören zur semitischen Völkerfamilie, und

ihre Sprache rechnet wie das Babylonische oder das Hebräische zu den semitischen Sprachen. Als besondere Eigenheit weisen diese die dreikonsonantigen Sprachwurzeln auf, also Gruppen von drei Mitlauten, aus denen durch Hinzufügen von langen oder kurzen Vokalen, Selbstlauten, und Anhängung von Vor- und Nachsilben die einzelnen grammatischen Formen gebildet werden. Zum Beispiel bezeichnet die Wurzel *ktb* Dinge, Handlungen und Begriffe, die mit „schreiben“ oder „Buch“ zusammenhängen: *kataba* = er hat geschrieben, *kitab* = Buch, *kitabun* = ein Buch, *kātib* = Schreiber, *maktubun* = ein Brief, usw. Das ist also ein ganz anderer Sprachbau, als wir ihn im Deutschen oder in anderen indo-europäischen Sprachen kennen oder im Japanischen kennengelernt haben. Auch heute noch bildet die arabisch sprechende Welt einen bedeutenden Faktor in der Weltpolitik, mit der wir uns aber hier nicht zu beschäftigen haben.

Ihr kennt alle den Araber im langen, weißen Hemd mit weiten Ärmeln, das ein wollener oder lederner Gürtel hält. Über dem Kopf liegt ein wollenes oder seidenes Kopftuch, das durch ein Band aus Wollschnur gehalten wird. Verschiebbare Glasringe spannen dieses „argal“ genannte Band fest. An den Füßen trägt der Beduine Sandalen; nur der Schech hat rote oder gelbe Stiefel. Über dem Hemd trägt der Araber den Burnus, einen mit der Kapuze aus einem Stück gearbeiteten, meist weißen oder gestreiften Mantel, der vorn der ganzen Länge nach geöffnet ist. Die Frauen tragen ein langes, meist farbiges Hemd mit Gürtel, ein Kopftuch und an den Füßen Sandalen. Sie lieben den Schmuck: Halsbänder, Stirnbänder, die dicht mit Edelsteinen besetzt sind, Ringe über Ringe, Fußspangen, Armbänder. Hände und Füße sind mit Henna, einem aus einem Strauch gewonnenen Farbstoff, rot gefärbt. Das Gesicht, die Hände und die Brust zeigen oft eine Tatauierung mit Indigo. Tatauieren (fälschlich tätowieren gesprochen, weil das polynesisches Wort *tatau*, das ist schlagen, im Englischen *tattoo* geschrieben und demnach *tätto*



gesprachen wurde) ist das Anbringen von Bildern und Zeichnungen in der Haut mit spitzen, hinein-„geschlagenen“ Nadeln. Das Haar tragen die Frauen meist in langen Zöpfen.

Das freie Leben in der Wüste hat den Beduinen zu einem herrischen, kriegerischen und unabhängigen Menschen gemacht. Er legt Wert darauf, seit Generationen arabisches Blut in seinen Adern fließen zu wissen. So hängt die Sippe eng zusammen, und einer tritt für den andern ein. Von Jugend auf wird der Beduine für ein hartes, entbehrungsreiches Leben zum Reiter und Kämpfer erzogen. Zu rauben und friedliche Karawanen zu überfallen, gilt bei ihm nicht als Verbrechen — wir sahen schon mehrmals, daß wir Sitte und Recht in andern Ländern nicht mit unserem Maßstab messen dürfen —, aber niemals wird ein Beduine Greisen, Frauen und Kindern ein körperliches Leid antun, und wenn

er ihnen auch ihre Habe nahm. Auf der Verbundenheit in der Familie und in der Sippe beruht die Blutrache, die in der Wüste noch heute als heiliges Gesetz gilt. Man versteht darunter die Pflicht, den Mord eines Verwandten oder Stammesangehörigen durch die Tötung eines Angehörigen aus der Sippe des Mörders zu rächen. Auch dieser Brauch mag auf den ersten Eindruck fremdartig, ja verbrecherisch erscheinen, zumal wenn man hört, daß unter Umständen der ganze Stamm zur Blutrache verpflichtet ist, und daß die Blutrache oft zu schweren Kriegen geführt hat. Andererseits haben aber genaue Kenner der Beduinen, wie etwa Max von Oppenheim, gerade in der Blutrache einen volkserhaltenden Faktor gesehen, weil jeder Beduine es nach Möglichkeit vermeidet, arabisches Blut zu vergießen, um nicht die blutigen Folgen eines Totschlages heraufzubeschwören. Bei aller Grausamkeit im ganzen tritt der Beduine dem einzelnen durchaus menschlich, ja sogar edelmütig entgegen. Er wird in der Wüste auch den Gegner nicht allein zurücklassen.

Das schwarze aus Ziegen- und Kamelhaar gewebte Zelt der Beduinen ist rechteckig. Über drei bis neun Reihen von je drei Pfählen ist eine große Decke gespannt. Für die Zeltstricke sind besondere Haltepflocke eingerammt. Nur wenn es sehr kalt ist — in der tagsüber glühendheißen Wüste gibt es auch sehr kalte Nächte —, werden die Schmalseiten des Zeltes zugehängt. Eine Decke trennt im Innern des Zeltes den Gastraum vom Frauenraum. Der Araber lebt in erster Linie von Kamel-, Schaf- und Ziegenmilch, Quarkkäse und den Früchten der Dattelpalme. Als besondere Leckerbissen gelten Brotfladen, für die das Mehl mit einem einfachen Reibstein oder einer schlichten Handmühle zerrieben wurde. Fleisch wird nicht häufig gegessen, aber man verschmäht auch Schlangen und Heuschrecken nicht. Innere Teile und Blut rührt der Araber nicht an, und Gemüse kennt natürlich nur der Ackerbau treibende Fellache. Das Kamel gibt dem Araber Fleisch zur Nahrung, Wolle für Decken und Kleider

und Haare für Säcke. Es ist so genügsam, daß es zehn, zwanzig, ja dreißig Tage ohne Wasser auskommt. Getreide, Reis, auch Tabak, Zucker und Kaffee muß der Beduine von reisenden Händlern kaufen, die ihn bis tief in die Wüste hinein versorgen. Auch sein Gerät — der Nomade beschränkt es, um wanderfähig und leicht beweglich zu bleiben, auf das Allernotwendigste —, wie Kaffeekanne, Tassen, Kochkessel und Pfannen, aber auch das Sattelzeug sowie seine Waffen, ohne die er nicht denkbar ist, muß sich der Beduine einhandeln. Der nomadisierende Beduine hält es für unter seiner Würde, etwas anderes zu tun als zu reiten und zu kämpfen. Allenfalls kümmert er sich noch um seine Herden, deren schwierige Wasserversorgung aber wieder Sache der Frauen ist. Ein Mohammedaner, also ein Angehöriger des Islam, darf deren vier besitzen. Die Scheche haben auch meist mehrere Frauen, die möglichst viel Söhne haben wollen. Die Töchter stellen aber auch einen Wert dar, weil sie von den Schwiegersöhnen dem Vater abgekauft werden müssen. Dadurch gewinnt das Familienoberhaupt dann wieder Kamele und Pferde. Gelegentlich findet man bei einigen Stämmen noch Nachklänge an den alten Brautraub: die Braut entflieht mit ihren Freundinnen in die Wüste, wo sie der Bräutigam suchen muß und dann, wenn er sie gefunden hat, sechs Tage mit ihr draußen verbringen muß. Die Ehegesetze sind sehr streng; Ehebruch wird zuweilen mit dem Tode bestraft. Die Kinder werden nicht geschlagen und folgen ihren Eltern doch. Früher hielten die Scheche sich schwarze Sklaven, aber es gibt kaum noch Bezirke, in denen diese heute nicht frei wären.

Bevor die Beduinen moderne Schießwaffen hatten, und das ist erst seit fünfzig Jahren der Fall, besaßen sie nur lange Lanzen aus Bambusrohr, Schwerter und Dolche sowie alte Steinschloßflinten, mit denen sie nicht gut schießen konnten, obwohl sie hervorragend scharfe Augen haben.

Die Beduinen gelten im allgemeinen als Mohammedaner,

aber nicht alle sind mit den Vorschriften des Islam vertraut. Vielmehr halten sie noch an alten Vorstellungen fest und verehren außer Allah noch Stadtgötter und allerlei Naturgeister. Der Aberglaube treibt tolle Blüten; so ist beispielsweise der Glaube an den bösen Blick, das heißt an die Zaubermacht des Blickes eines anderen, besonders blauäugiger Menschen, so weit verbreitet, daß man keinen Araber finden wird, der nicht irgend ein Amulett, einen Abwehrzauber, bei sich trägt, sei es das Auge eines Kamels im ledernen Säckchen, sei es die nachgebildete Handfläche, die im Orient stets gegen den bösen Blick gebraucht wird. So sind auch mancherlei Bräuche üblich: wenn ein Beduine stirbt, bestreuen sich die Angehörigen den Kopf mit Asche; die Männer zerreißen sich das Hemd, und die Frauen zerkratzen sich das Gesicht.

Der Schech ist das Haupt des Stammes. Er ist für sein Wohl verantwortlich, er bestimmt die Raubzüge und die Bündnisse mit anderen Stämmen. Diese Raubzüge, die ghazus, betrachtet der Beduine als sein gutes Recht, und hierbei zeigt er seine schlechten Eigenschaften, Habsucht und Jähzorn.

Der Beduine ist der „Sohn der Wüste“. Die Wüste ist hart und unerbittlich. Sie verlangt harte, unerbittliche, stolze und freie Menschen. Der Beduine wird sich nie zum Sklaven erniedrigen lassen und wird sich gegen jeden kolonialen Imperialismus wehren, wie er das seit jeher getan oder versucht hat.

DER DINKA

Dort, wo sich noch vor wenigen Jahrzehnten schmale Pfade durch die Steppen und den Busch des östlichen Afrika zogen, auf denen lange Trägerkarawanen Reisende und Güter an ihr Ziel brachten, findet man heute zum Teil bequeme Autostraßen, und für Elefanten, Giraffen und Antilopen sind Flugzeuge keine außergewöhnliche Erscheinung mehr. Wenn aber auch in manchen Hütten eine europäische Nähmaschine klappert oder uns im Dorf ein Eingeborener auf einem Fahrrad begegnet, so ist doch in vielen anderen Gegenden noch das alte Kulturgut unvermischt erhalten, und Sitte und Brauch aus alter Zeit sind rein bewahrt worden. Der „schwarze Erdteil“ kann uns noch viel erzählen trotz aller politischen Wandlungen, wie sie sich im Norden, im Sudan, am Kongo oder im Süden anbahnen oder bereits durchgesetzt haben.

Die „schwarze Rasse“, die Neger, bewohnen den dunklen Erdteil Afrikas. Die Neger — das ist allerdings ein sehr weiter Begriff, und es gibt so vielerlei verschiedene Typen, große schlanke wie auch Zwerge, hellere wie dunklere, sprachlich sehr verschiedene und durch Mischungen in ihren rassischen Eigenschaften nicht mehr klar erkennbare, daß es gar nicht so leicht ist, sie alle richtig zu gruppieren. Es sind denn auch die verschiedensten Versuche gemacht worden. Am klarsten tat das wohl E. von Eickstedt, der die Neger in vier große Gruppen einteilte. Er unterschied: 1. die Äthiopiden im Norden und Nordosten des Erdteils, die eine Berührung mit hamitischen und semitischen Völkern haben, mit intelligenten, langen und schmalen Gesichtern, einem ausgeprägten Kinn, dicken Lippen und schwarzem Kraushaar; 2. die jung-negriden Graslandnegers, die im Westen der sudanischen, im Nordosten der nilotisch-hamitischen und

im Südosten der bantuiden Sprachgruppe angehören; 3. die altnegriden Urwaldneger mit den reinsten Negermerkmalen, auf die wir gleich zu sprechen kommen, und 4. die pygmäischen Zwergvölker vom Kongobecken bis nach Südafrika. Aber das ist nur eine dieser Einteilungen. Jedenfalls steht fest, daß der Neger, den ihr euch also nicht als einen einheitlichen Rassentypus vorstellen dürft, seit uralter Zeit der besondere und ureigenste Bewohner Afrikas ist.

Was kennzeichnet die Neger? Die „schwarze“ Farbe? Wohl nicht allein, denn ihre Farbe gibt es in allen Schattierungen von Braun. Menschen mit „schwarzer“ Haut gibt es gar nicht. Auch das neugeborene Negerkind ist für fast ein halbes Jahr dunkelrot, bevor es „nachdunkelt“. Das, was die Hautfarbe bestimmt, sind die Pigmente, das heißt in den Geweben der Haut gelöste körnige Stoffe mit Eigenfarbe. Beispielsweise vermehren sich bei einem an Gelbsucht erkrankten Menschen die gelben Pigmente in krankhafter Weise. So wird die Negerhaut durch dichte, braune Pigmente verdunkelt, die auch die Schleimhäute überziehen. Die Handflächen und die Fußsohlen des Negers bleiben weiß. Wir müssen also noch andere Merkmale für den Neger ausfinden. Der Schädel ist niedrig und flach; wenn wir ihn genauer ansehen, sieht er fast kindlich aus. Das kommt auch daher, daß er keine Überaugenbögen hat, wie wir sie etwa beim Papua feststellten. Der Negerschädel ist rund und glatt; alle Knochen „huckel“ fehlen. Dem Negergesicht eigentümlich ist ein Vorschieben der Kiefer — die Wissenschaft nennt das Prognathie —; der Unterkiefer ist auffallend niedrig. Die Zähne sind von Natur groß und gesund; sie leuchten besonders hell im dunklen Gesicht. Obendrein betreibt der Neger — ich wollte, ihr läset diesen Satz dreimal — eine ganz gründliche Zahnpflege. Die Nase ist stumpf und hat breite Nüstern, die Nasenwurzel ist breit. Die Lippen sind wulstig, ein besonders bezeichnendes Merkmal für den Neger. Weiter gehört auch das Negerhaar zu

den besonderen Kennzeichen; es ist nämlich wie in kleinen Spiralen aufgerollt, weshalb es uns sehr kurz vorkommt. Es ist immer schwarz, und Bartwuchs stellt sich erst sehr spät ein, wenn er überhaupt vorkommt. Wenn ihr die Arme und Beine des Negers anseht, werdet ihr sie sehr lang finden. Die Körpergröße ist da, wo Vermischungen mit Hamiten vorgelegen haben, besonders groß: Männer über 200 Zentimeter sind nicht selten. Und daß umgekehrt am Kongo Zwerge hausen, sagte ich schon.

Wenn der Neger als heiter und sorglos, gutmütig und etwas launisch, energielos und ein wenig bequem anzusprechen ist, so ist das dadurch bedingt, daß er nun einmal ein Kind der Tropen ist. Er hat kein gutes Gedächtnis, aber er beobachtet den Weißen gut, dessen schwache Seiten er kennt. Obendrein ist er ein guter Schauspieler, für Musik und Tanz sehr empfänglich, und in dieser Beziehung kommt er einem wie ein großes Kind vor. Er kann pausenlos schwatzen. Es gibt natürlich auch Ausnahmen und nicht ungefährliche Temperamente. Über die Negerkultur, die sich sehr unterschiedlich offenbart, wäre mancherlei zu sagen. Der Neger kennt den Hackbau, das heißt die Bodenbestellung mit der Hacke, heute auch den Pflug und das Zugtier. Er überläßt die Feldbestellung den Frauen, während die Viehzucht Sache der Männer ist. Auch Töpferei und Flechtereie wird oft den Frauen überlassen, während wieder die Schmiedearbeit den Männern vorbehalten bleibt. Die Form der Behausungen aus Lehm oder Palmblättern ist unterschiedlich; besonders bezeichnend ist die Hütte in Form eines Bienenkorbs.

Aber wir wollen uns nun einmal einen ganz bestimmten Neger ansehen, und zwar den Dinka, der am oberen Nil beheimatet ist und zu jener Gruppe gehört, die man auch Niloten genannt hat. Außer den Dinka gehören noch die Nuër am Zusammenfluß des Bahr el Ghasal mit dem Weißen Nil, die Schilluk am linken Ufer des Weißen Nils, die Bongo, die Dschaluo, die Kawirondo und andere dazu.



Die Nilneger haben sich manche ihrer Eigenarten auch deswegen bewahren können, weil das Zuflußgebiet des Weißen Nils, das sie bewohnen, wegen der Nilkatarakte und vieler Papyrussümpfe nicht allzu leicht zugänglich war. Das hat sich freilich mit den Fortschritten der Erschließung des Sudan auch geändert. Die Nilneger haben, wie ihr seht, wenig Kleidersorgen. Die Männer gehen vollkommen nackt, und die Frauen begnügen sich mit einem Fell- oder Laubschurz. Der Dinka auf unserem Bild steht da wie ein Storch auf einem Bein. Ihr könnt's ja probieren, es ist nicht so leicht. Es ist aber die typische Ruhestellung der Dinka, der Nuër und ihrer Nachbarn. Der Mann steht auf einem Fuß, während der andere auf dem Knie des stehenden Beines ruht, so daß die Schenkel ein fast vollkommen gleichseitiges Dreieck bilden. Um es möglichst lange auszuhalten, stützen sie sich auf einen Speer oder auf einen langen Stock. Ihre Beine sind sehr lang — die Dinka gehören zu den größten Menschen, die bis zu zwei Metern und darüber groß werden —, und von weitem ist das wirklich ein seltsames Bild. Bäume,

an die man sich anlehnen kann, gibt es dort nicht, also muß man den Speer als Stütze nehmen. Die Schrittweite der langen Beine erstreckt sich über ein Meter.

Das Leben an den versumpften Wässern wird durch Insekten erheblich erschwert. Die Dinka, die im tuqul, einer Kegeldachhütte mit glockenförmigem Dach hausen, kriechen darum nachts in Holzasche, um sich vor den Quälgeistern zu schützen, und laufen dann am anderen Morgen zunächst wie graue Popanze herum.

Die Dinka werden als stolz und grausam, aber Fremden gegenüber als höflich und verbindlich geschildert, zuweilen sogar als schüchtern. Sie sind beweglich und führen Lanze und Bogen, ihre Waffen, mit überraschender Geschicklichkeit. Die einzelnen Siedlungen werden von Häuptlingen mit ererbten Vorrechten geleitet.

Das, was den Fremden an den Dinka besonders auffällt, ist die Sauberkeit an Körper, Wohnung und Lebenshaltung. Dafür ein Beispiel: Das Korn wird mit einem hölzernen Stössel in Mörsern gestoßen. Die Frau muß ständig feuchte Hände haben. Dazu spucken manche Frauen anderer Stämme einfach in die Hände; das Dinkaweib hingegen benutzt dazu Wasser, das immer in einem Gefäß neben ihr steht. Ihr Körper kommt allmählich in Schweiß. Eine andere Frau tritt an ihre Stelle, damit jene Zeit hat, sich zu waschen und abzutrocknen. Alle Gefäße zum Kochen und Aufbewahren von Speisen werden immer erst sorgfältig gewaschen. Reisende berichten, daß die Dinkafrau, wenn man von ihr einen Dienst verlangt, sich zunächst die Hände wäscht.

Auf eine eigenartige Weise wird die Butter bereitet. Die geronnene Milch wird in einen großen Kürbis gegossen, den man dann oben schließt. Eine meist auf zwei Holzstühlen sitzende Frau schüttelt bald mit der rechten, bald mit der linken Hand den Kürbis und schlägt ihn mit rhythmischen Bewegungen auf ihre Knie. Die Butter sondert sich dann nach einiger Zeit in Klumpen von der Milch ab.

Auch die Dinka sind, wie wir schon von den Negern allgemein sagten, Ackerbauer, die nur den Hackbau kennen. Sie bauen Bohnen, Hirse, Kürbis, Sesam und Tabak an. Vor allem aber sind sie begeisterte Viehzüchter. Ihre Viehzucht ist nicht allein auf den Nutzen ausgerichtet, sondern ist oft auch eine Art Sport, wie anderwärts Pferde oder Hunde gezüchtet werden. Die Dinka haben Dutzende von Namen für ganz bestimmt gefärbte Kühe. Hirtenvölker ihrer Art haben in Afrika wie auch anderswo in der Welt in politischer Beziehung immer umgestaltend und staatenbildend gewirkt. Auch als Fischer und Jäger sehen wir die im allgemeinen nicht fleißigen Dinka beschäftigt.

Vorräte bewahrt man in den Hütten in Urnen auf, während die benachbarten Bongo eine Art Kornspeicher in Form geflochtener Körbe auf Pfählen errichten. Es gibt bei den Dinka besondere Weiberhütten, in denen die Frauen zu bestimmten Zeiten wohnen.

Wenn die Dinka auch keine Kleidung tragen, so verschmähen sie doch den Schmuck nicht. Das tut kein Naturvolk, und wir werden im nächsten Kapitel noch ganz besondere Auswüchse dieses Schmuckbedürfnisses kennen lernen. Männer wie Frauen tragen Arm- und Fußringe aus Elfenbein oder Flußpferdhaut. Gelegentlich binden sich auch die Männer einen Kuh- oder Ziegenschwanz an. Als besonders schön wird das Ausbrechen der unteren Schneidezähne empfunden. Unsereiner geht sofort zum Zahnarzt, wenn er eine Zahn-
lücke kriegt — so verschieden sind die Schönheitsbegriffe in der Welt.

Lanze, Wurfspeer und eine schlanke Keule aus Ebenholz sind die Hauptwaffen der Nilneger. Zur Abwehr haben sie den oval geformten Lederschild; die Dinka haben auch die Form des Stockschildes zum Parieren, der besonders für Zweikämpfe bestimmt ist. Bei einigen Nilnegern ist das Schmiedehandwerk besonders entwickelt; bei den Bongo schmieden alle Männer, und sogar der Brautpreis wird in Eisen bezahlt.

Von Musikinstrumenten erfreut sich die Trommel besonderer Beliebtheit. Die Stämme besitzen sogar besondere Signaltrommeln, auf denen bestimmte Meldungen kilometerweit weitergegeben werden. Auch die Herden werden durch Trommeln zusammengetrieben. In jeder Hütte gibt es Schlangen, die mit Milch gefüttert werden, sehr zutraulich sind und der Hausfrau oder den Hausfrauen — bei den Dinka gibt es Vielweiberei — auf Schritt und Tritt folgen. Das sind die Spuren eines besonderen Schlangenkultus, dem die Dinka seit alter Zeit huldigen.

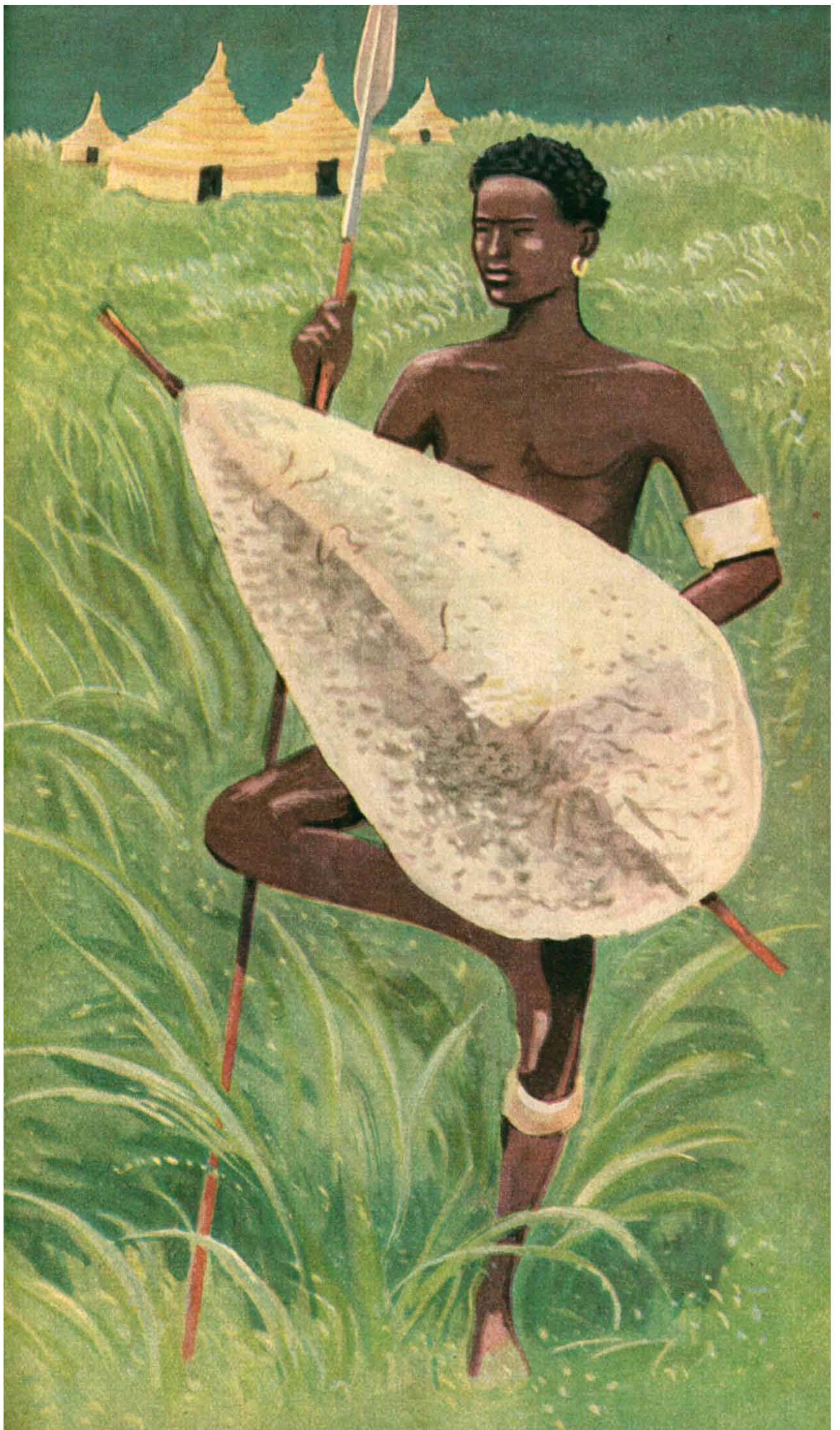
Wie alle Neger tanzen die Dinka gern. Ein besonderer Tanz ist der Kuktanz, bei dem die erhobenen Arme die Hörner der Rinder darstellen.

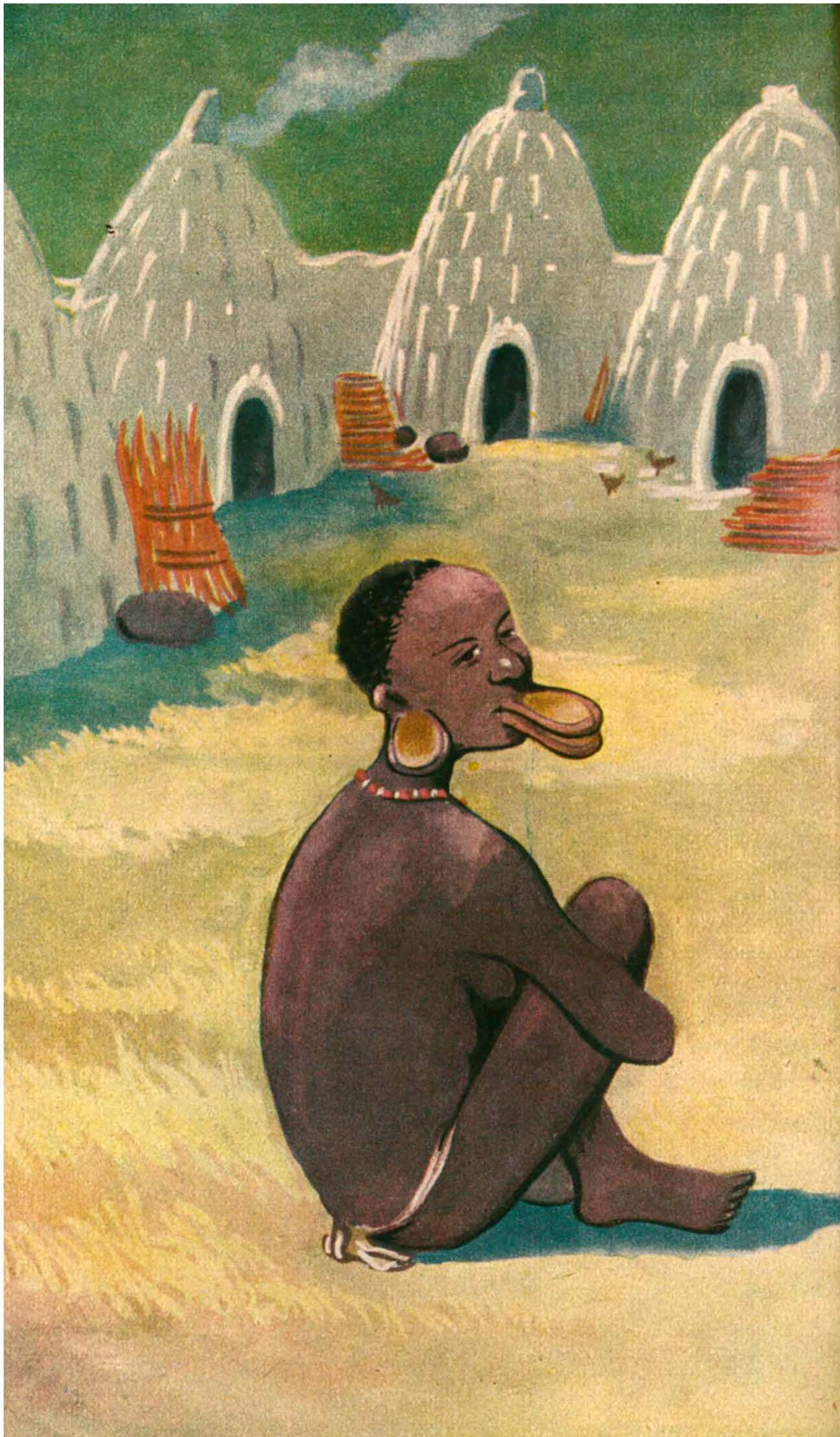
Der mächtigste geschlossene Stamm unter den Niloten sind die Nuër. Vielleicht zählt er weit über 300 000 Menschen. Der Nuër färbt sich die Haare gern fuchsrot, indem er ein Gemisch von Kuhmist, Asche und — Urin aufträgt und öfters Urin nachgießt. Als Boot kennt er den Einbaum, den ausgehöhlten Dompalmenstamm, dessen beide Enden mit Lehm geschlossen sind. Der Schilluk hingegen baut sich aus Ambadsch, einem dem Hollundermark ähnlichen leichten Holz, kleine, sehr bewegliche Flöße. Viele dieser Stämme haben ihr altes Volkstum gegen alle Einfälle der Araber und die nicht ungefährlichen Einflüsse und Heimsuchungen mit Erfolg verteidigt und werden dem Drang nach Selbständigkeit immer gesteigerteren Ausdruck verleihen.

DER MUSGU

Wenn ihr das Bild der Musgufrau anseht, wird euch zweifellos ein Gefühl des Mitleids mit diesem bedauernswerten Geschöpf überkommen. In der Ober- und der Unterlippe trägt sie große Holzpflocke, die wie Teller wirken, zweifellos die Nahrungsaufnahme erschweren, aber auch durch ihr Gewicht die Lippen verzerren und das Gesicht verunstalten. Nun, diese Frau wird euer Mitleid nicht recht verstehen; vielleicht findet sie sich sogar sehr hübsch, gerade weil diese Lippenpflocke so besonders groß sind. Das könnt ihr nun wieder nicht begreifen? Laßt euch von diesen Negern erzählen. Wir müssen uns nach dem Norden Kameruns und Nigeriens begeben — tut ruhig einmal einen Blick in den Atlas —, an den Tschadsee, den seichtesten See der Erde, der zur Regenzeit weithin über seine Ufer tritt. Diese Gegend ist ein solches Paradies für Moskitos und Tsetsefliegen, daß die Eingeborenen sich des Nachts in ihre Tücher wickeln und sich ganz eng aneinander legen, um den gefährlichen Plagegeistern so wenig Angriffsfläche wie möglich zu bieten. Großen Schaden richtet die Tsetsefliege unter dem Vieh an, unter Pferden, Rindern und Eseln. Die Vegetation des Gebietes — es ist das frühere Negerreich Bornu — ist recht eintönig. An den Flüssen wächst hohes, starkes Schilfgras, dahinter steht dichter Dornbusch, dann folgt lichterer Busch mit Wiesen und verkrüppelten Bäumen. Sie können sich nicht voll entwickeln, da der Eingeborene das Gras seines Viehes wegen abbrennt; denn nach dem ersten Regen schießt aus dem schwarzen, verkohlten Boden neues, zartes Gras hervor, zu dem man dann das Vieh treibt.

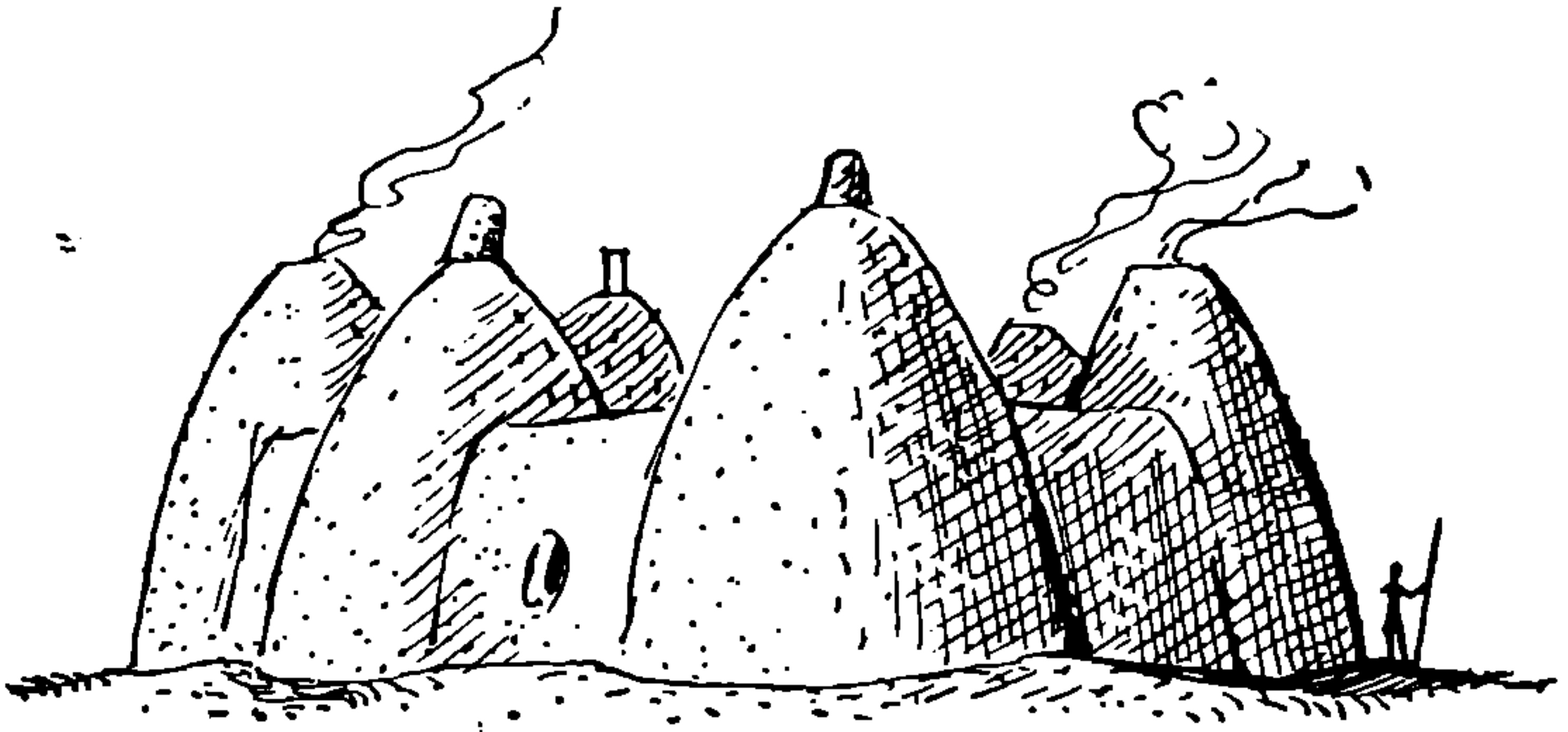
Ruhender Dinka





Zwischen den Flüssen Logone und Schari hausen die Musgu. Ihre Dörfer bestehen aus gut gebauten, turmartigen, runden Häusern aus graublauem Lehm. Sie haben an der Außenwand lauter ebenmäßige Höcker, an denen die Musgu in die Höhe klettern und Ausschau halten können. In der nach oben sich verjüngenden Hütte ist an der Spitze ein rundes Loch, das als Rauchabzug dient. Zur Regenzeit setzt man eine Strohkappe darauf. Auch eine ovale Türöffnung hat das Haus, das innen immer kühl bleibt und infolge seiner Höhe und Rundung die Stimme der Bewohner dumpf widerhallen läßt. Meist sind acht bis zehn solcher Lehmhütten durch eine Umfassungsmauer zu einem geschlossenen Gehöft zusammengezogen. Als Betten dienen erhöhte Lager aus Lehm, unter denen man in der kalten Regenzeit ein Feuerchen anmachen kann. Manche der Häuser sind für Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen und Hühner bestimmt. Die Gehöfte sehen fast wie kleine Burgen aus. Sie dienten in der Zeit, als die räuberischen Bagirmi ihre Sklavenjagden bis hierher ausdehnten, als guter Schutz. Alles in den Dörfern ist sehr sauber. Die Tabakfelder und Gärten für Suppenkräuter bei den Wohnungen haben zum Schutz gegen Tiere oft Zäune, so wie wir sie kennen. Selbstverständlich treiben auch die Musgu nur Hackbau und besitzen keinen Pflug. Ihr dürft euch nicht wundern, wenn plötzlich eine Frau einen Kuhfladen an die Hauswand klatscht. Dieser trocknet nämlich dann in der Sonne, und wenn er trocken ist, fällt er ab. Er ist das beste Feuerungsmaterial, und sehr viele viehzüchtende Neger verwenden es zu diesem Zweck. Reisende, die an diesem Feuer mit den Musgu plauderten, haben sogar erzählt, daß es recht aromatisch röche. Die Männer haben kaum Kleidungsstücke an. Über die Sitzgelegenheit hängt den Männern zuweilen ein Ziegenfell herunter, und die Frauen haben nicht viel mehr Garderobe.

Musgufrau mit Lippenscheiben



Ein zwischen den Beinen durchgeführtes schmales Stück Zeug, das vorn und hinten mit einem Strick gehalten wird, ist alles. Natürlich gibt es Frauen, die etwas mehr Geld oder Vieh für ihre Kleidung ausgeben — sie erwerben dann billiges europäisches Tuch, und ihr Aussehen verliert damit seine Eigenart. Schmuck ist sehr beliebt; Ketten um den Hals und um die Arm- und Fußknöchel fehlen selten. Perlen, Eisen- und Kupferspangen sind besonders beliebt.

Ja, und nun ein Wort zu der seltsamen Verunzierung der Lippen und der Ohren! Wie kommen diese zwar nicht großen, aber doch gut gebauten Frauen dazu, zu solchen „Schönheitsmitteln“ zu greifen? Für die Beantwortung dieser Frage ist es vielleicht ganz zweckmäßig, wenn wir überhaupt einmal über den Schmuck der exotischen Völker reden.

Wie sich die Pflanze mit leuchtenden Blüten schmückt, um die Insekten anzulocken, wie der männliche Vogel ein prächtiges Hochzeitskleid anlegt, um dem Weibchen zu gefallen, so hat auch der Mensch das Bedürfnis, sich zu schmücken. Er tat es vielleicht schon, noch bevor er daran ging, sich zu bekleiden. Er schmückte sich wohl zuerst in einem spielerischen Drang. Das Mädchen steckte sich eine bunte Blume ins Haar, und plötzlich hob sie sich damit aus der Reihe der anderen heraus, erregte die Aufmerksamkeit der Burschen —

kurz, sie „gefiel“. Das merkten natürlich die anderen Mädchen und machten — echt menschlich — das nach. Es gab so viele Möglichkeiten, sich zu schmücken. Man konnte die auffallenden Stellen des Körpers durch Ringe auszeichnen, konnte sich mit Bändern oder Ketten „behängen“, man konnte sich auffallender und größer machen, wenn man sich einen Federschmuck aufsetzte. Selbst der europäische Zylinderhut ist vielleicht aus dem Bedürfnis heraus entstanden, etwas aus sich zu machen. Man konnte sich in besondere Festgewänder hüllen, deren Faltenwurf schon so anziehend wirkte wie der Kimono der Japaner. Es ist klar, daß die Völker niederer Kulturstufen nun auch Formen des Schmuckes aufweisen, die uns recht merkwürdig vorkommen. Zunächst bemalen sie sich gern. Ihr werdet lachen, weil ihr an den Lippenstift eurer Schwestern denkt, der ja auch nichts anderes bedeutet als ein Mittel, sich zu schmücken. Mit der Bemalung drücken die exotischen Völker auch Stimmungen aus; sie bemalen sich aus Trauer oder aus Freude, oder sie malen sich Erkennungszeichen an, um ihre Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stamm damit zu zeigen.

Aber es gibt auch andere Dinge. Man verletzt sich, um sich Ziernarben beizubringen. In Ost- und West-Afrika ist dies weithin verbreitet. Vielleicht hat zufällig einmal eine Narbe einen Eingeborenen besonders „interessant“ gemacht, so daß ein anderer glaubte, die gleiche Wirkung auf künstliche Weise hervorrufen zu können. Das ist dann in einzelnen Gegenden ganz formvollendet geschehen, indem schöne geometrische Figuren entstanden. Natürlich taten es hauptsächlich Menschen schwarzer Hautfarbe, weil auf ihrer Haut bunte Maleereien und vor allem Farbtatauierungen gar nicht zur Geltung gekommen wären. Daß man aber in Afrika und in Indonesien sogar die Schneidezähne herausreißt oder einige Zähne spitz zufeilt, das ist schon eine recht merkwürdige Sache. Eine Modetorheit, möchte man sagen, die wohl nicht jeder mitmachen würde. Aber unsre Neger vergessen darüber sogar

die Schmerzen, die sie ausstehen mußten, denn so einfach wie ein Besuch bei unserem Zahnarzt ist der Eingriff nicht. Bei manchen Völkern entstellte man sogar die Form des weichen kindlichen Schädels durch Einpressen zwischen Bretter oder durch Festbinden am Kopfbrett der Wiege. Dafür waren besonders die Azteken im alten Mexiko bekannt. Nun aber kommen wir wieder zurück zu unserer Musgufrau, die uns ein besonders typisches Beispiel für jene Art des Schmuckes ist, der im Einfügen von Fremdkörpern in Teile des menschlichen Körpers besteht. Ohringe kennt ihr ja auch bei uns; sie sind auch noch das Harmloseste. Aber schon für das Ohr gibt es in Afrika recht monströse Beispiele andern Schmuckes: Ohrscheiben, Ohrpflocke in Form von großen Holzwalzen bei den Wagogo oder gar ganze Konservendbüchsen bei den Bakulia am Viktoriasee. Auch unsere Musgufrau hat ganz ansehnliche Ohrscheiben. In Vorderindien trägt man gelegentlich kleine Pflöckchen in einem Nasenflügel, während die Australier und Melanesier sich gleich die Nasenscheidewand durchbohren und dann durch die Nase geschmückte Pfeile ziehen. Und schließlich die Lippen! In Südamerika trugen die Eingeborenen einen „botoque“ — ein portugiesisches Wort für Spund oder Pflock — in der Unterlippe. Man nannte sie daraufhin Botokuden. Ganz große Gebiete, in denen Lippenscheiben getragen werden, liegen in Afrika am oberen Nil, am Njassasee bis zur Ostküste und endlich am Tschadsee, wo nun die Musgu und Sara einen seltsamen Rekord aufstellen.

Schon den kleinen Musgumädchen wird mit einer Nadel oder Ahle ein Loch in Ober- und Unterlippe gebohrt, zunächst ein Strohalm, dann ein Zweig von Streichholzdicke, dann ein Pflöckchen und schließlich ein Pflock in Tellerform hineingesteckt, der im späteren Alter Handtellergröße erreicht. Bei den jungen Frauen stehen die Lippen dabei noch nach vorn, aber im späteren Alter erschlaffen die Muskeln und der obere Teller hängt bis unter das Kinn herunter. Der

Mund kann nicht geschlossen werden; es sammelt sich in wenig appetitlicher Weise tropfender Speichel an. Trotzdem geht das Essen ganz leidlich vor sich — ich habe selbst gesehen, wie ganze Reisportionen von diesen Tellern im Mund verschwanden. Auch die Tabakspfeife können die Frauen halten. Aber einen Kuß geben können sie natürlich nicht. Die Verunstaltung der Lippen beeinträchtigt auch die Stimme, so daß ein näselnder Ton in die Sprache kommt.

Wie sind die Frauen auf so seltsamen Schmuck verfallen? Wir müssen uns zur Beantwortung dieser Frage in die Zeit der Sklavenjagden zurückversetzen. Die räuberischen Nachbarn suchten natürlich in erster Linie auch hübsche Frauen zu rauben. Da kamen die Musgu-Männer auf den Gedanken, ihre Frauen recht häßlich zu machen und ihnen solche unschönen Lippen aufzuzwingen. Das soll auch Erfolg gehabt haben, aber schließlich wurde eine aus der Not geborene Sitte zu einer modischen Angelegenheit: es wurde Brauch, die „große Lippe zu riskieren“. Und nun wollte eine Frau modischer sein als die andere. Es gibt in der Kulturgeschichte der Mode so viele seltsame Dinge, auch den Träger quälende und verunstaltende, die sich durchsetzten, auch wenn sie ungesund, 'albern, ja gefährlich waren. Die französische Kolonialverwaltung beginnt jetzt, dieser Torheit der Lippen-scheiben zu steuern. Aber es ist schwer, gegen die Mode anzugehen, auch bei den geplagten Musgufrauen . . .

DER PRÄRIE-INDIANER

Mit klopfendem Herzen, angehaltenem Atem und hochrotem Kopf lasen und lesen wir noch heute die erregenden Abenteuer von Coopers „Lederstrumpf“, oder die Geschichte vom „Blauvogel“, dem weißen Jungen, der unter den Indianern eine neue Heimat fand, oder die Erzählung von den Söhnen der „großen Bärin“, vom Dakota-Häuptling Tokei-ihto, der seinen Stamm gegen die Angriffe der weißen Eindringlinge zu schützen hatte. Indianergeschichten — da gibt es freilich viele, die nur um billiger Sensationen willen geschrieben wurden und uns nichts Ernsthaftes zu sagen haben; aber es gibt andere, die uns tief ergreifen, weil sie uns den grausamen Vernichtungskampf der Weißen gegen die „Rothäute“ in erschütternder Weise vergegenwärtigen.

Die „Rothäute“ sagte ich — der Indianer hat keine rote Haut; rote Körperhaut gibt's gar nicht. Aber weil er sich mit roten Farben bemalte, als er zum Verteidigungskampf gegen die weißen Eroberer antrat, erschien er diesen als „Rothaut“. So kam der Name auf. Nun trägt dieses Kapitel nicht ohne Absicht die Überschrift „Prärie-Indianer“, denn Amerika ist von Alaska im Norden bis zur Südspitze Südamerikas, dem Feuerland, von Indianern bewohnt oder bewohnt gewesen. Aber Landschaft und Klima haben ganz verschiedene kulturelle, wirtschaftliche, und auch anthropologische Erscheinungen hervorgebracht, die man wohl unterscheiden muß. Wieder wollen wir nicht alle Gliederungsversuche im einzelnen hervorheben, sondern nur eine Einteilung in großen Zügen geben. Die Indianer gelten als die Urbevölkerung beider Amerika. Eigentlich müßten sie „Amerikaner“ heißen, aber diesen Namen haben sich die weißen Eroberer angeeignet. Auf den westindischen Inseln sind die Indianer im wesent-

lichen ausgestorben und meist durch Neger ersetzt; in den Wäldern Südamerikas leben noch freie Indianer, während sie in Südamerika sonst und in Mittelamerika die Land- und Arbeiterbevölkerung darstellen. In Nordamerika aber — und damit kommen wir zu einem Teil der hier zu betrachtenden Amerikaner — leben die Indianer auf Anweisung der weißen Eindringlinge zumeist auf sogenannten Reservationen oder Indianerterritorien, wo sie zwar manche Sitte und manchen Brauch aus alter Zeit noch zu bewahren suchen — nicht zuletzt auch deswegen, weil sie neugierigen Touristen etwas „zeigen“ sollen —, wo ihnen aber vom einstigen freien Dasein in der Prärie nichts mehr geblieben ist.

Als Kolumbus und die Konquistadoren nach Amerika kamen, mag die Urbevölkerung in ganz Amerika rund 45 Millionen betragen haben. Wenn wir uns die Indianer ansehen, so steht fest, daß wir hier mongolische Züge finden: langen Rumpf, kurze Beine, gelblich-braune Hautfarbe, straffes, schwarzes Kopfhaar und etwas vorstehende Backenknochen. Wie die Mongolen in Asien haben auch die Inkas in Peru und die Majas in Yucatan Hochkulturen entwickeln können, und man nimmt an, daß die Indianer als Ausläufer der Mongolen von Asien her über die Beringstraße und Alaska in Amerika eingewandert sind. Selbstverständlich hat es dann wieder Mischungen mit den von Europa kommenden Einwanderern gegeben, aber der Amerikaner hat dann weiter seinen eigenen Typus entwickelt. Beim Prärie-Indianer fällt als unmongolisch die Größe auf; schon beim Dinkaneger sprachen wir vom Sich-Aufrecken-Müssen in der Steppe. Auch die Prärie, das wellige Grasland zwischen Mississippi und Felsengebirge, erforderte die weite Sicht. Unmongolisch ist aber auch die große Adlernase. Und auch die Blutgruppe ist nicht mongolisch.

Die Namen der Präriestämme werden denen unter euch, die gern gute Indianergeschichten gelesen haben, nicht durchweg unbekannt klingen: die Sioux, Dakota, Schwarzfufß, Kaiowäh,

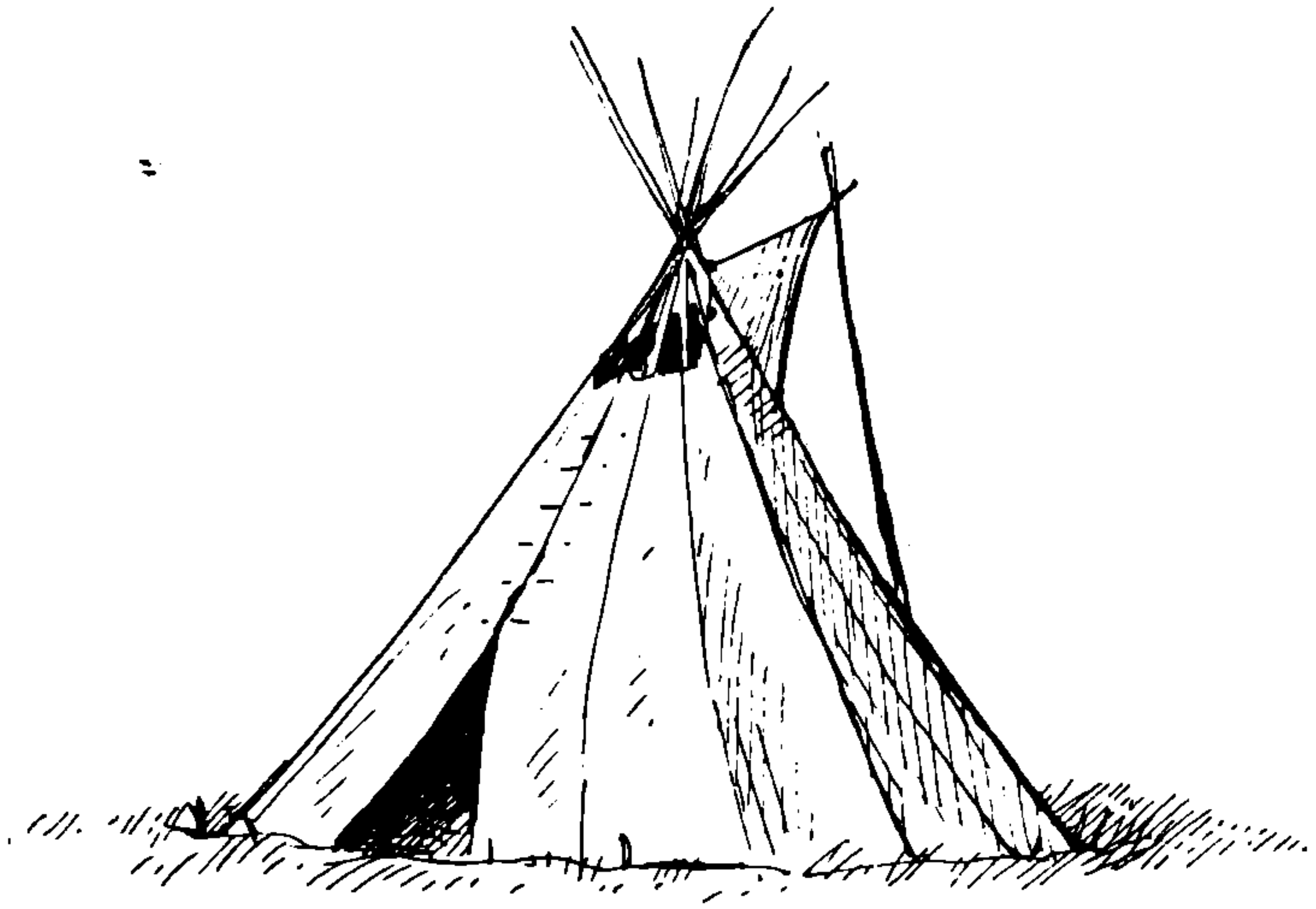
Schoschonen und andere. Die Sioux stellen dabei den Hauptanteil. Ihr Name ist eine Abkürzung von Nadovessioux, wie die französischen Grenzbewohner im 17. Jahrhundert sie nach der Odschibwä-Bezeichnung nannten. Die Dakota gehören zu ihnen, aber auch die Crow (Krähen-Indianer), die Mandan, die Omaha und viele andere. Auch die sogenannten Algonkinstämme, darunter die Schwarzfufß, die Scheienne, die Arapaho und andere, die unter sich durch ihre Sprache miteinander enger verbunden sind, führten ein Prärieleben. Von einer indianischen Sprache kann nicht die Rede sein. Es lassen sich allein in Nordamerika etwa 56 voneinander unabhängige Sprachstämme nachweisen. Doch haben die meisten von ihnen das Eine gemeinsam, daß alle Satzteile dem Tätigkeitswort einverleibt werden können. Dadurch können wahre Satzungeheuer entstehen. Sagt nicht, ihr kennt ein indianisches Wort, weil es oft in Indianergeschichten gebraucht wird, nämlich „Howgh“ (ausgesprochen: „Haug“). Es bedeutet nicht „ich habe gesprochen“, sondern ist nur eine Begrüßungsformel, die zudem noch, wie mir ein alter Indianer erzählte, mit dem ich einmal die Friedenspfeife rauchte, kaum gebraucht wird. Erst, seitdem die Indianergeschichten dieses Wort den Indianern in den Mund legten, könne man es öfter hören! Sehr reich sind die indianischen Sprachen an Zisch- und Knalllauten.

Was ist nun allen Präriestämmen gemeinsam? Wie sind die kulturellen Erscheinungen dieser Gruppen zu umreißen? Nun, der Prärie-Indianer ist nicht denkbar ohne ein Tier, das gleich ihm durch die ungeheuren Weiten der Prärien zog, den Büffel. Der Büffel gab dem Indianer alles, was er brauchte, Nahrung, Kleidung, Schmuck, Zelte für die Unterkunft und allerlei Geräte. Man jagte ihn im Sommer zu Pferd mit der Lanze, auf dem Pferde, das es in grauer Vorzeit schon in Amerika gegeben hatte, dort ausgestorben war, aber dann von den Weißen neu eingeführt worden ist. Im Winter eilte man auf breiten Rahmenschneeschuhen, die das Einsinken

in den Schnee verhinderten, mit Pfeil und Bogen unermüdlich hinter dem Büffel her, bis dieser ermüdete oder die Hufe auf dem eisigen Boden wund wurden. Die Büffelherden zählten nicht nach Tausenden, sondern nach Millionen von Tieren. Die beiden letzten großen millionenstarken Büffelherden sind noch in den Jahren 1872/1874 und 1882/1884 von den Weißen niedergeknallt worden. Aus dem Fleisch des Büffels bereitete sich der Indianer eine Konserve für seine weiten Wanderungen, das Pemmikan. Das Fleisch wurde in kleine Streifen und Würfel zerschnitten, an der Sonne oder über dem Feuer getrocknet, schließlich zerrieben und in kleine lederne Beutel gestopft. Auf Pfeil und Bogen seiner Väter verzichtete der Indianer seit etwa 1850, denn von da an besaß er die Flinte, die ihm die Jagd erleichterte.

Nach den Weidegründen der Büffelherden mußte sich also der Aufenthalt der Prärie-Indianer richten. So finden wir zum Teil reine Jägernomaden — die Teton, die Krähen, die Siksika, die Arapaho, die Scheienne, die Komantschen, die Keiowä —, die im leicht beweglichen kegelförmigen Zelt, dem tipi, umherzogen. Es bestand aus einer Anzahl zusammengestellter Stangen, über die man eine große, halbkreisförmige, oft schön bemalte Decke aus Büffel- oder Elchfell schlug. Wollte man weiter ziehn, dann war das Zelt schnell abgebrochen. Sein Stangengerippe wurde den Pferden oder Hunden an beiden Seiten des Tierrückens mit einem Gurt so aufgebunden, daß die Enden in Form einer Art von Schlitten am Boden nachschleiften. Darauf wurde der geringe Hausrat verpackt. Mußte ein Fluß überquert werden, so wurde schnell aus biegsamen Zweigen, die man mit Büffelhaut bespannte, ein kreisrundes „Bullboot“ gebaut. Mit solchen einfachen Booten hat man große Flüsse wie den Red River, den Kansas, den Missouri und selbst den Mississippi überquert.

Nicht alle Prärie-Indianer wechselten dauernd ihren Aufenthalt. Es gab da, wo die Prärie im Süden und im Osten in Waldgebiete übergeht, auch Indianer, die ständige Wohn-



sitze hatten und nur zu gewissen Zeiten auf Büffeljagd zogen. Sonst aber trieben sie Maisbau und wohnten in „Wigwams“, etwas festeren kuppelförmigen Zelten, die mit Rinde bedeckt waren, oder sogar in festeren einfachen Holzhäusern. Wie der Prärie-Indianer gekleidet war, das wißt ihr aus den Indianergeschichten, wenn auch manche Illustrationen in solchen Büchern wenig wahrheitsgetreu sind. Die Beine steckten in „Leggings“, das sind eine Art Hosen, besser anliegende Beinfutterale, die am Gürtel befestigt waren, und an den Füßen trug man die „Mokassins“, hackenlose Schuhe aus Wildleder. Das Wams mit Ärmeln bestand aus Leder. Oft aber blieb der Oberkörper unbekleidet. Die Frauen dagegen trugen immer den langen Ärmelrock. Über den Schultern des Indianers lag oft ein weiter Mantel aus Büffelfell, der auf der Innenseite bemalt war. Die Bearbeitung des Leders, eine Sache der Frauen, war weit fortgeschritten. Die Häute wurden mit einem Schaber aus Elchgeweih, der eine

scharfe Eisenklinge trug, abgekratzt. Zum Gerben verwendete man eine Masse aus Tiergehirn, Leber und Moos, dann wurden die Häute über einer Grube geräuchert und mit Steinen tüchtig gewalkt, bis sie ganz geschmeidig waren.

Über alles liebt auch der Indianer den Schmuck, und jeder kennt die prächtigen Federgestecke. Da waren Federn von Rabe, Adler, Eule und Truthahn, die in malerischer Weise zu Federkränzen und Federstreifen aufgereiht wurden. Sie wurden oft in bestimmter Art und Weise zurecht gestutzt und erhielten dann einen bestimmten Sinn. Sie bedeuteten Auszeichnungen oder Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stamm oder Kriegerbund. Auch die gespaltene Borste des Stachelschweins spielte eine Rolle, bis die europäische Glasperle manches Ursprüngliche verdrängte. Auch panzerartige Schmuckstücke aus Hirschknochen für die Brust kamen vor, bis auch sie durch eingeführten minderwertigen Schmuck ersetzt wurden.

Habt ihr schon gemerkt, daß alles, was über die Prärie-Indianer gesagt wurde, in der Vergangenheitsform erzählt wurde? Wir müssen uns daran gewöhnen, daß allmählich viele Kapitel der Völkerkunde beginnen müssen „Es war einmal“, ohne daß sie darum in den Bereich des Märchens gehören.

Über die Waffen, die ursprünglich in Lanze, Bogen und Pfeil bestanden, wäre noch zu sagen, daß vor der Einführung der dann weit verbreiteten Flinte zum Prärie-Indianer noch die Tomahawks, Streitkolben, gehörten. Zuerst waren diese noch Steinhämmer, aber bald hat man auch hier europäische Eisenäxte verwendet. Grausam war die Sitte des Skalpierens, des Abtrennens der Kopfhaut des Feindes als Siegestrophäe. Aber sicher, das sollte man immer wieder betonen, wäre sie bei den Indianern nicht so verbreitet gewesen, hätten die eindringenden Europäer nicht Prämien auf indianische Kopftrophäen ausgesetzt und damit wie in vielem ein schlechtes Beispiel gegeben.

Das Häuptlingswesen ist in den Indianergeschichten oft etwas übertrieben dargestellt. Kriegstaten bestimmten die Rangordnung in den Stämmen. Der Häuptling war meist durch den Ältesten- oder den Kriegsrat in seinen Befugnissen beschränkt. Er hatte mehr ein repräsentatives Amt. Der Zusammenhang der Stämme war lose. Eine Zusammengehörigkeit wurde eigentlich nur durch die „Lagerkreise“, die bei den sommerlichen Büffeljagden eingerichtet wurden und in deren Mittelpunkt das Beratungszelt stand, und durch das Männerbundwesen geschaffen. Einem Männerbund konnten aber auch Angehörige verschiedener Stämme angehören. Übrigens wurde von Stamm zu Stamm ein lebhafter Austausch der Erzeugnisse getrieben, während andererseits auch Stammesfehden an der Tagesordnung waren.

Die Prärie-Indianer glauben an eine Zauberkraft, die überall in belebten und unbelebten Objekten tätig ist und alles bewegt. Die einen — mehr im Osten — nennen sie Manitu, die Sioux dagegen Wakonda, das schlechthin Wunderbare, den „großen Geist“ (wakan tanka). Die ganze Natur ist für sie beseelt, und allerlei Feste und Tänze gelten der Verehrung der Sterne, des Mondes und vor allem der Sonne. Zauberpriester und Arzt zugleich ist der Medizinmann, der etwa dem nordasiatischen Schamanen entspricht und der mit Rasseln und Trommeln die Krankheit und die bösen Geister vertreibt. Der fanatische Glaube der Prärie-Indianer an die Wiederkehr der Toten und an einen Rächer war die Ursache der letzten großen Abwehrbewegung gegen die überlegenen Weißen, der „Geistertanzbewegung“ von 1890/91, die den Untergang der Prärie-Indianer besiegelte.

So war der Prärie-Indianer. Es gibt ihn nicht mehr. In den Reservationen verkam er. Allerdings ist auch sein rassischer Anteil am heutigen „Amerikaner“ nicht gering. Er hat sich der Eindringlinge sehr tapfer erwehrt, konnte sich aber auf die Dauer nicht gegen die überlegene Zivilisation behaupten. Am 29. Dezember 1890 wurde die letzte große Vernichtungs-

schlacht gegen die Indianer geschlagen. Berühmte Häuptlinge waren: Metacomet, Pontiac, Cornstalk, Tecumseh, Makhpiya-luta (Rote Wolke) und Tatanka-yotanka (Sitzender Büffel). Ein Amerikaner, George B. Grinnel, schrieb zur Beurteilung seiner Landsleute und ihres Verhaltens im Kampf gegen die tapfer sich wehrenden, dem Untergang geweihten Rothäute: „Für den Forscher der menschlichen Natur ist es interessant zu sehen, wie schonungslos wir die Grausamkeiten anderer Nationen verdammen und wie vollständig wir diejenigen übersehen, die wir selbst begehen.“

DER ESKIMO

Jetzt müssen wir uns hübsch warm anziehen, denn zuguterletzt wollen wir einen Abstecher bis in den Bereich des Polarkreises unternehmen. Wir wollen die Eskimos besuchen, die den Norden Amerikas bewohnen. Wir treffen sie an der Westküste und an der südlichen Ostküste Grönlands, sowie im nördlichen Labrador; sie bewohnen die ganze Nord- und Nordwestküste Nordamerikas und die nördlichen Inseln des Beringmeeres, und sie sind auch bis zum Kap Tschukoiskoj auf dem asiatischen Festlande hinübergekommen. Ich sagte, wir müßten uns warm anziehen: Wir werden sehen, wie sich gerade in der Kultur der Eskimos die Landschaft, in die sie gestellt sind, widerspiegelt, und wie sich auch hier der Mensch den Forderungen der Umgebung hat anpassen müssen.

Der Name Eskimo kommt von „askimeg“. Das bedeutet „Rohfleischesser“ und ist ein Spitzname, den ihre Nachbarn den Eskimos gaben, weil sie das Fleisch und Fett der Robben, die sie mit der Harpune erlegt haben, roh zu verzehren pflegen. Die Eskimos selbst nennen sich „inuit“. Das bedeutet einfach „Menschen“, wie in den Sprachen vieler exotischer Völker beim selbstgegebenen Namen. Anthropologisch gesehen, stehen die Eskimos den Indianern nahe, das heißt, daß sie auch mongolisch aussehen. Manche Forscher bezeichnen sie auch kurzerhand als Mongolen. Am ehesten wird man dem Tatbestand vielleicht gerecht, wenn man sie als einen Teil der mongolischen Hauptrasse ansieht, der eine gewisse Sonderstellung einnimmt. Der Eskimo hat, wenn er unvermischt ist, die Mongolenfalte. Das schwarze Haar ist wie bei den Mongolen dick und straff, die Nase flach und breit. Die Hautfarbe ist etwas heller als die der Mongolen. Der Rumpf aber ist groß und massig. Die Körpergröße erreicht

nicht die des mongolischen Durchschnitts. Die Oberschenkel sind sehr kurz und wirken besonders dick.

Die Frauen sind noch kleiner und runder. Ihre Erscheinung ist nur aus nächster Nähe von der der Männer zu unterscheiden, denn sie sind wie die Männer angezogen und tragen die gleiche dicke Fellkleidung. Im Innern der winterlichen Schneehäuser haben die Eskimos allerdings überhaupt nichts an, denn hier ist es warm.

Die Kleidung in den arktischen Regionen ist zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Ursprung der Kleidung überhaupt. Der Urmensch, der sich noch nicht zu bekleiden wußte, hat zweifellos ein dichtes Haarkleid gehabt, das er erst allmählich verlor. Mit der Verschlechterung des Klimas begann er zu frieren oder wenigstens sich ungemütlich zu fühlen. Er kam auf den Gedanken, sich ein schützendes Fell umzulegen. Das war zugleich der Anfang der Mode. In der Polarregion nun mußte die Kleidung besonders auf die hohen Kältegrade Rücksicht nehmen, und man blieb bei den wärmenden Fellen.

Die Kleidung der Eskimos ist sehr hygienisch. Der Eskimo achtet darauf, daß die Kleider sehr lose anliegen, damit der Blutkreislauf in keiner Weise behindert wird und der ganze Körper Berührung mit viel frischer Luft bekommt. So erhält sich der Eskimo gesund, weil er nie ins Schwitzen gerät. Die Eskimos westlich der Hudsonbai tragen Pelzstrümpfe, die bis zu den Knien reichen, und sehr weite, aber kurze Hosen. Ein guter Kenner der Eskimos, Christian Leden, sagt dazu: „Beim Gehen wird das Knie abwechselnd bedeckt und entblößt, wenn das Bein sich streckt oder beugt. Im übrigen sind die Beinkleider so weit, daß genügend frische Luft an die Oberschenkel kommt . . . Die Eskimohandschuhe sind kurz und reichen nicht ganz bis zu den Ärmeln, so daß die frische Luft zum Handgelenk Zutritt hat. Gesicht und Stirn sind immer unbedeckt, selbst im kältesten Winter. Kopf und Ohren schützt der Eskimo mit der Kapuze seines Unterpelzes“.

Doppelte Kleidung im Winter ist keine Seltenheit; die Haarseite des inneren Anzugs ist dem Körper zugekehrt, die des äußeren nach außen. Damit ist eine zweite, ganz trockene Lufthülle für den Fall geschaffen, daß die innere Lufthülle durch die Körperausdünstung allmählich feucht und damit kälteleitend geworden ist. Die Bearbeitung der Felle und Häute sowie das eigentliche „Schneidern“ ist die Hauptarbeit der Frauen während der langen Wintermonate, wobei uns einfällt, daß ja die Dunkelheit der Polarnacht diese Arbeit nicht gerade erleichtert.

Der Eskimo kann nur die Tranlampe, *krudlak*, verwenden, die eigentlich nur ein Docht in einer oft halbmondförmigen Specksteinschale ist. Dieser Docht besteht aus getrocknetem und zu Pulver verriebenem Torfmoos. In der Schale selbst ist Talg und geronnenes Fett. Über der Lampe hängt an einem Beinstäbchen ein weiteres Stück Fett, das nach und nach schmilzt, und Tropfen für Tropfen fällt in die Lampenschale herunter. Eigentlich ganz praktisch, denn wenn zu wenig flüssiges Fett in der Lampe ist, dann flackert die Flamme hoch und bringt mehr von dem Fettklumpen zum Schmelzen, so daß sich die Schale wieder füllt. Wenn der Docht zu viel Öl hat, dann brennt die Lampe so lange niedrig, bis sie von dem Öl in der Schale genug verbraucht hat. Jede verheiratete Frau in der Hütte hat ihre eigene Lampe. Die Frau, die die Lampe rauchen läßt, hält der Eskimo für keine gute Hausfrau, und die kleinen Eskimomädchen müssen schon frühzeitig die Kunst der richtigen Lampenbehandlung lernen.

Aber wir sind hier schon bei der Tranlampe und wissen noch gar nichts von der Lebensweise der Eskimos im ganzen. Keiner wird ihnen die Bewunderung darüber versagen, wie geschickt sie den Kampf mit der rauhen und unwirtlichen Umwelt aufgenommen und bestanden haben. Sie mußten geschickte Fischer und gute Jäger sein, mußten sich auf den

Prärieindianer im Federschmuck





Bootbau verstehen, mußten schwimmen können und gute Handwerker sein, die mit geringem und eigenartigem Werkzeug möglichst große Erfolge zu erzielen wissen. Sie verstanden und verstehen sich auf dies alles, und daß sie obendrein noch Künstler sind, Zeichner, Schnitzer und Musiker, das steigert unsere Achtung vor ihnen noch weiter.

Der Seehund, das Walroß und sogar der Walfisch, gelegentlich auch das Rentier, das sich die Eskimos im Gegensatz zu anderen Polarvölkern und den Lappen nicht zu zähmen verstanden, stellen das Wild dar, dessen man habhaft werden möchte. Es gibt verschiedene Methoden, den Seehund zu jagen, sei es, daß man ihn im Winter an seinem Luftloch auflauert, um ihn mit der Harpune zu erlegen, sei es, daß man mit einem Kratzer und dessen Geräusch den Eindruck eines Nebenbuhlers zu erwecken sucht, um das Tier anzulocken, sei es, daß man sich in der Maske eines Seehunds einer ganzen Gesellschaft von Seehunden nähert, sei es schließlich, daß man ihn im Sommer vom Boot aus fängt.

„Boot“ ist nicht der richtige Ausdruck. „Kajak“ heißt dieses besonders für den Seehundfang bestimmte zierliche Wasserfahrzeug, bei dem sich über die Spanten ganz straff fest zusammengenähte Seehundshäute spannen. Zusammengenäht, ja, aber mit Nadeln aus Ahlen und Knochen, und das ist weit mühevoller als mit einer unserer modernen Kürschner-Nähmaschinen! Der Kajak hat nur eine runde Einstieg- und Sitzöffnung, um die ein überhöhter Ring liegt. Der Ruderer hat einen Rock aus Fellen oder Därmen an, der mit dieser Einsteigöffnung fest verbunden wird — das Boot hängt sozusagen am Ruderer fest. Das mit Doppelruder gesteuerte Boot kann erstaunliche Geschwindigkeit erreichen. Aber der Ruderer muß geschickt und sicher sein, sonst könnte er, wenn er einmal kentert, leicht den Tod in den kalten Wellen finden. Der ein halbes Meter breite Kajak hat ein Gegenstück im

Eskimofrau mit Kind

Umiak, einem größeren Fellboot, das die Frauen verwenden und das bei einer Breite von rund zwei Metern bis zehn Meter lang sein und bis zu zwanzig Personen Platz geben kann.

Der Bogen der Eskimos ist ein sogenannter zusammengesetzter Bogen, wie ihn die Türkenstämme, die Chinesen und die Japaner, auch einige nordamerikanische Indianer führten. Während der sehr weit verbreitete einfache Bogen ein schlichter Stab ist, besteht der zusammengesetzte Bogen aus verschiedenen Teilen. Woher sollte auch der Eskimo, in



dessen Wohnraum keine Bäume wachsen, einen längeren Stab nehmen? Er ist allenfalls auf Treibholz angewiesen. Der Eskimo setzt sich zuweilen sogar seinen Pfeil kunstvoll zusammen. Auch seine Harpune ist ein wahres Kunstwerk; er schleudert sie mit Hilfe eines etwa einen halben Meter langen Wurfbrettes.

Im Sommer wohnt der Eskimo in leicht zu bewegenden Fellzelten, im Winter lebt er in Hütten und Häusern, die in Grönland aus Steinen und Treibholz mit einem Dach aus Walfischrippen, in Alaska aus mit Erde bedeckten Planken und bei den Zentraleskimos aus Schnee bestehen. Solch ein Schneehaus, ein iglu, ist binnen einer halben Stunde gebaut.

Rechteckige Schneequader werden kuppelförmig aneinandergesetzt, und das Haus erhält, um die Kälte abzuhalten, einen Vorbau.

Der Eskimo verfügt über allerlei kunstvoll gearbeitetes Material aus Knochen des Rens und aus Steinen: Messer und Schaber zum Bearbeiten der Felle, Schneebrillen gegen die Schneeblindheit, steinerne Kochtöpfe und anderes. Der Eskimo kennt keine Staatenbildung, nur Familienverbände, innerhalb deren reiner Kommunismus herrscht. Geld hat keinen Wert; es wird Ware gegen Ware verlangt. Wer Nähnadeln oder Streichhölzer bringt, ist willkommener als einer, der ein Goldklümpchen auf den Tisch legt. Versucht einmal, zwei Holzstücke gegeneinander zu reiben, bis sie Feuer fangen, und dann sagt mir, ob es nicht doch mit Streichhölzern besser geht!

Während des langen Polarwinters gibt es auch Maskentänze und Tänze anderer Art, und der Angekok, der Zauberpriester oder Schamane, hat tüchtig zu tun, den Verkehr mit den die Welt nach dem Glauben der Eskimos weithin bevölkernden Geistern zu regeln. Musik macht der Eskimo nur mit menschlichen Stimmen und der Trommel. Er kennt aber keine mehrstimmige Musik, sondern selbst seine Chöre singen unisono. Aber seine Musik hat viele rhythmische und tonliche Eigentümlichkeiten, die unsere Notenschrift nicht wiedergeben kann. Die kleine Trommel wird meist vom Tänzer selbst geschlagen. Sehr beliebt sind Tanzduelle und kleine Sängerwettstreite, wobei sich der besondere Sinn des Eskimos für Humor austoben kann. Groß ist auch die Zahl der Sagen und Tiermärchen, die sich die Eskimos während der langen Winternacht erzählen. Die in Alaska lebenden Eskimos besonders haben große künstlerische Fähigkeiten in der zeichnerischen Darstellung von Tier und Mensch. Ihre Wiedergabe lebendiger Szenen ist oft nicht ohne Humor. Es handelt sich dabei um Malereien auf Holz und vor allem auch um Ritzzeichnungen auf Tierknochen und Walroßzähnen.

Die Eskimos führen ein freies und arbeiterfülltes Leben, in das nun auch die Zivilisation mit ihren nicht immer segensreichen Gaben einbricht. Europäische und amerikanische Wollkleidung vermag nicht die in Jahrhunderten erprobte Fellkleidung zu ersetzen, und Alkohol ist kein Heilmittel gegen Tuberkulose, die sich mit der Zivilisation nun auch in das Land der Eskimos einschleicht.

Wir beschließen unsere Reise, die sich um mancherlei Stationen erweitern ließe. Was sie uns lehrte, war die Tatsache, daß alle Menschen, wo auch immer sie lebten, sich eine ungeheure Fülle technischer Möglichkeiten und geistiger Bezirke erschlossen haben. Mögen sie hier und da irren, mögen sie sich noch nicht überall zu modernen technischen Errungenschaften und fortschrittlichen geistigen Folgerungen durchgerungen haben, so verdienen sie doch alle, wie auch immer die Niederschläge ihrer materiellen und geistigen Kultur sein mögen, unsere Achtung und unsere Freundschaft. Dies zu lehren und zu vermitteln ist eine der schönsten Aufgaben jener Wissenschaft, die sich mit Stolz Völkerkunde nennen darf.

